

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 41. Alle 8 Tage erscheint eine Nummer. Berlin, 1. November 1858. Preis: Vierteljährlich 20 Silberg. XI. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Robe von schwarzem Taffet mit breiten Spitzenvolants, Burnous von orientalischem Stoff in den Farben weiß, gelb, roth, schwarz; das Capuchon ist, wie der Burnous, mit rother Seide gefüttert, mit bunten Franzen besetzt und mit Quasten verziert. Hut von weissem Taffet, mit ponceau Sammetblumen garnirt. Schirm und Pavolet des Hutes sind mit ponceau Sammet eingefäkt, und eine Flechte aus ponceau Sammetrollen bildet die Stirnverzierung; weiß und rothe Bindebänder.

Figur 2. Robe und Mantelet von gedrucktem lila Mouffeline. Der Rock besteht aus zwei breiten Volants, deren oberer als doppelter Rock erscheint, die Taille ist herzförmig ausgeschnitten und über

einem gestickten Chemiset vorn mit lila Bandschleifen geschlossen. Ein berthenartiges Kichu, aus einem schmalen Puff und einem 6 Centimeter breiten Bolant bestehend, garnirt das Leibchen, welches, ohne Schnalbe, am Schluß der Taille mit einem Gürtel umgeben ist, den eine sogenannte Savin-Schnalle schließt. (Diese Schnalle ist vieredig, etwa 6 Centimeter hoch und eben so breit.) Der Aermel ist oben glatt, an das glatte Theil schließt sich ein Puff und an diesen ein weiter, offener, mit schmalen Puff garnirter Bolant. Die Mantille ist mit derselben Puffgarnitur und schmalen Bolant besetzt. Unterarmel von gesticktem Mouffeline und valenciennier Spitzen, übereinstimmend mit dem Chemiset. Hut von gezogenem Füll, mit breiter Blonde garnirt, welche schleierförmig über Schirm und Pavolet herabhängt. Auf einer Seite im Innern des Hutes ist ein Büschel von lila Taufend schön angebracht. Bindebänder von weissem Taffet mit lila Rändern; lila Sonnenschirm. [3083]

Ehen werden im Himmel geschlossen.

Es ist eine oft geschriebene, oft ausgesprochene Behauptung, „Ehen werden im Himmel geschlossen“, und Gott bewahre mich, daß ich dieses zarte Thema noch durch eine rührende Geschichte variire. So viel aber ist mir klar geworden, daß in Heirathssachen stets der Notar, der Schwiegerpapa und endlich der Priester ein wichtiges Wort mit zu reden haben.

Oft habe ich auch sagen hören, daß der Zufall ein großer, fleißiger Ghestifter sei — aber der Zufall ist nachgrade alt geworden, er hat seine letzte Partie gespielt und längst schon die letzte Heirath zu Stande gebracht. Aus alter Gewohnheit nennt man den Zufall noch eine Gottheit, wie man aus Höflichkeit noch „Ihre Majestät“ sagt zu Königen und Königinnen, die es früher einmal gewesen sind. Aber, folgt meinem Rath, verlaßt Euch nicht auf den Gott „Zufall“, er ist zu launenhaft, zu phantastisch, und zu wenig hellsehend, um zur Zufriedenheit der contrahirenden Parteien das Geschäft, das man eine Ehe nennt, abzuschließen.

So leid mir's ist, muß ich doch meine Ueberzeugung aussprechen: es werden jetzt keine Ehen mehr im Himmel geschlossen; die Ehe ist ein Kauf, ein Verkauf, ein Handelsvertrag. Jetzt giebt es keine Liebe, keine Leidenschaft, keine opfermuthige und opferfordernde Begeisterung mehr, welche früher Mann und Weib zum Traualtar zog!

Sonderbar, daß man noch so viel reden hört von „Ehen, im Himmel geschlossen“, wo die festgewurzeltesten Meinungen und die begründetsten Vorurtheile so leicht bei Seite geworfen werden, wie die Gebeine früherer Generationen von der Schaufel des Todtengräbers, der auf dem alten Kirchhof ein neues Grab gräbt!

Eine Heirath! — O, kriegsfundige Generale können nicht sorgfältiger den Plan einer Schlacht überlegen, nicht scharfsinniger alle Chancen berechnen, als ein Paar, das sich zu verheirathen denkt.

Wie viel Mühe haben sie sich gegeben, die zwei einander gegenüberstehenden Parteien, ehe sie das „Te Deum“ der Ehe anstimmten, aber dann ist diese Ehe auch ein kluger Streich und ein Sieg von beiden Seiten.

Was mußte das Fräulein nicht Alles anstellen, zum Ziel zu gelangen! Was kostete es ihr nicht für eine Masse von Elegien und Reverien auf dem Clavier, wie viel weiße Kleider, wie viel Sepiabilber, wie viel mädchenhafte Ammuth! Wie mußte sie nicht immer an sich denken, um stets gerade zu gehen, und allerlei schöne Eigenschaften der Seele verlockend durchschimmern lassen.

Und erst der junge Mann! Was hatte der für Mühe, sich



Pariser Moden.

Geld zu verdienen oder zu borgen, sich solid zu betragen; wie viel neue Kleider kostete es ihm! Wie viel Entbehrungen aller Art an Ball, Theater, Spiel, Cigarren, und noch tausend andere, denen sich ein junger Mann, der glücklicher Gatte werden will, durchaus unterziehen muß.

Gar nicht zu rechnen all die unterirdischen Minen der zärtlichen Mama, die Bemühungen der Freunde, die Ankäufe und Errungenschaften, Geschenke, Musfieur und Contract — und darin besonders die famose Stelle „im Fall des Todes“, die in jeder Zeile des lustigen Contracts vorkommt! . . . Das nennt man heut zu Tage eine Ehe im Himmel geschlossen!

Trotzdem aber will ich Euch (was Ihr nach diesem Eingang gewiß nicht vermuthet hättet) eine Geschichte erzählen von zwei Ehen, bei denen der Zufall die Rolle des Priesters gespielt, und die dennoch fast so gut ausfielen, als wären sie im Himmel geschlossen.

Der Zufall hatte sie gestiftet, diese beiden Ehen, ganz würdig der neuen Welt, worin unsere Geschichte spielt, und der kühnsten Phantasie möchte es schwer fallen, eine so schöne Doppelheirath zu ersinnen, wie sich in Abayes zugetragen.

Abayes ist nämlich eine spanische Stadt in Amerika, 20 Jahre lang war sie französisch, dann wurde sie wieder spanisch, so daß sie jetzt selbst nicht weiß, ob sie spanisch ist oder französisch.

In Abayes ist eine alte Kirche mit allen Gemälden, einer alten Glocke und einem alten Priester; — und es ist ein rechtes Glück, daß der Priester ein Greis ist, daß dieser Greis ein guter alter Mann und keiner von den verrufenen intriguanten spanischen Priestern, die sonst in allen spanischen Geschichten vorkommen, und ihnen einen nachtschwarzen Hintergrund geben.

Unser Freund, der Erzbischof von Abayes (denn er war Erzbischof, Vicar und Schornabe in einer Person) war, wie gesagt, ein sehr guter alter Mann und hieß Dom Balthasar. Ehe er ein Mann der Kirche ward, war er, wie wir andern auch, ein Mann gewesen, und hatte Alles gesehen, erfahren, und gelitten, was ein wahrer Mann sehen, erfahren und leiden muß.

Er hatte ein gutes Theil Geschichte mit erlebt, der alte Dom Balthasar. Dem Leichenzuge Ludwig's XIV. hatte er beigewohnt, er hatte nacheinander alle Maitresses Ludwig's XV., des allerchristlichsten Königs, in ihrem Glanze vorbeifahren sehen. Eine Liebesaffaire führte ihn selbst, Dom Balthasar, durch tausend Gefahren, nach Neu-Mexiko, wo Gott ihm den Beruf zuwies, für das körperliche und geistige Wohl der Abayeser und Abayeserinnen zu sorgen.

Dom Balthasar, seine Berufspflichten nicht verkennend, lehrte den jungen Männern, die Lust dazu hatten, Lesen, überhörte den Kindern ihr Ave und Paternoster, curirte den alten Frauen das Fieber, gab den Jünglingen Räthsel auf und spielte Sonntags mit den jungen Mädchen Blindespiel, ein Spiel, das er erst aus Frankreich mit ins Land gebracht, so wie auch Sonnenblumen- und Melonenbörner. Pater Balthasar Polo war zugleich Pfarrer, Schulmeister und Arzt des Städtchens, und wird jedenfalls in der Geschichte desselben die hervorragende Stelle einnehmen, falls das Städtchen so unglücklich sein sollte, einst eine Geschichte zu haben.

Nebrigens war Dom Balthasar ein vollendeter Mensch geworden durch die Strenge des Alters; so wenig als möglich Theologe, war er ein Mann mit ruhigem Gewissen und festem Schlaf, mit liebevollem Herzen und immer offenem Appetit, so offen wie sein Gesicht. Seine Physiognomie war ohne Fehler und seine Seele ohne Flecken; nur, daß er auf dem rechten Auge eine Hornhaut hatte, die er selbst nicht sah.

Das Auge mit der Hornhaut war jedenfalls sein bestes, denn das linke Auge, erzählte er lachend, war ihm in einem „Ehrenhandel“ abhanden gekommen. Ein Castilianer hatte ihn auf den Fuß getreten, und ihm, wahrscheinlich aus Rache für die dadurch gehabte Unbequemlichkeit, noch einen Faustschlag ins Auge gegeben. Seit jenem Tage wandelte Dom Balthasar umher in einer Art von hellsehender Blindheit, seine Umgebungen mehr errathend als sehend. Im hellsten Sonnenschein sah er etwa wie andre Menschen in der Morgendämmerung, oder in dem zitternden, ungewissen Lichte des durch belebte Bäume schimmernden Mondes. Dazu kam noch, daß der gute Pater in seinem Eifer, harmlose Spiele und Sonnenblumenbörner in seiner neuen Heimath einzuführen, die Brillen vollständig vergessen hatte.

Aber er war so gut, so wohlmeinend, so menschlich, so mit guten Vorsätzen „geplaffert“ (es giebt kein passenderes Wort), daß kein Abayeser über die unzähligen Quiproquo's des würdigen Priesters zu lachen wagte.

Er beging viele, sehr viele höchst spaßhafte Mißgriffe, doch Niemand lachte darüber, so respectabel und respectirt war Dom Balthasar.

Sein Mitgefühl, seine Ermahnungen tappten, wie er selbst, im Dunkeln, ohne daß Jemand ihm Halt zurief und seinen Irrthum bemerklich machte. Begegnete er einer ver liebten Schönen, die, an ihren Schatz denkend, durch die blumige Wiese huschte, so hielt er ihr aus dem Stegreif eine Predigt, sie zu warnen vor der bösen Leidenschaft des Spiels, und beschwor sie, Würfel, Karten und starke Getränke zu meiden. „Ach, Pater Balthasar,“ rief betheuernd die junge Coquette, „ich verspreche Euch, von heut an lange, lange keine Würfel, keine Karte, kein Glas Brantwein anzurühren!“ und ihre Schürze festhaltend, damit das Knistern derselben dem Pater seinen Irrthum nicht verrathe, lief sie fort, ihrem Schatz entgegen.

„Wieder eine Seele gerettet!“ sagte der gute Pater und ging seines Weges.

Einmal aber geschah es doch, daß ein Mißgriff des guten Seelenhirten viel Rumor und Thränen verursachte, und das ist's, was uns wieder auf unser altes Thema zurückführt: „Ehen werden im Himmel geschlossen.“

Zu damaliger Zeit war in Abayes, wo es viele hübsche Mädchen gab, unbestritten eine zierliche, freundliche Bräutete das hübscheste, Armande Dolores Paccard, die Tochter eines Franzosen.

Mit 16 Jahren war Armande Dolores Waise, und, was schlimmer noch ist, ohne ein Geldstück in der Tasche, weder eines mit dem Blinde des Königs von Frankreich, noch eines mit dem des Königs von Spanien. Doch sie verzagte nicht, sie sang und lachte. — Ein Mädchen ist wie ein Vogel — und

Armande Dolores war ein munterer schwarzköpfiger Hünsling, der sich so leicht nicht fangen ließ im Netz des Kummers.

Nicht weit von dem Dorfe, wo die schöne Armande ihre Jugend verlebte, erwuchs, ein französischer Mutter und einem spanischen Vater gehörig, auch ein hübscher Knabe, jetzt ein schöner junger Mann, in dem die Mischung beider Nationalitäten aufs Glückliche hervortrat. Der junge Mann war mehr spanisch als französisch und Armande mehr französisch als spanisch.

Der junge Alvarez war in der That einer der schönsten, gewandtesten Männer der Gegend, trotz seines Wamjes von Schaffell und seiner schlechten kurzen Weste. Er hatte das blonde Haar der Normannen (seine Mutter gehörte diesem Stamme an), und sein frisches Gesicht, welchem der Verfehr mit Luft, Wasser, Feld, Wald und Blumen seiner Heimath den Schmelz der Gesundheit aufgedrückt, offenbarte schon den Keim mächtiger Leidenschaften, die in ihm schlummerten. Die Haltung des Kopfes war stolz und ruhig, sein Körper kräftig, sein Gang edel, seine Arme und Hände von wahrhaft teutonischer Kraft.

In unentwickelten Gegenden pflegt man keine Umschweife zu machen. Sich finden, sehen, lieben und werben — ist der natürliche Lauf der Dinge. Armande hatte den hübschen Nachbar zuerst gesehen, aber Alvarez behauptete, er habe Armanden zuerst gesehen. — Kurz, nach ihrem zweiten Zusammentreffen hatten sie einander Alles gesagt, was unschuldige liebende Herzen einander sagen können, und nach einem Monate, eines Sonntags, begab Armande sich zu Balthasar Polo, ihn um Rath zu fragen.

Der würdige Balthasar! Er war so scharfsinnig, daß er trotz seiner Blindheit des Mädchens Errothen bemerkte. „Ich verstehe Dich, mein Kind,“ sagte er. „Freilich ist der junge Mann nicht reich, und Du bist noch ärmer, doch in Gottes Namen! Ihr seid beide jung, arbeitsam und ehrlich; wenn Ihr Euch lieb habt, so heirathet Euch — ich kenne so etwas auch, meine kleine Dolores, und bin nicht der Mann, Euer Glück zu hindern.“

Zu derselben Zeit, in demselben Oete, nur etwas langsamer, schritt in höherer Sphäre eine andere Lieb-, jedenfalls weniger zärtlich, doch dafür sehr flüchtig und ehrbar, dem Ziele der Ehe zu. Die Liebenden waren bereits in reiferem Alter, und bei ihnen konnte man sich nicht sagen, daß der Hunger um den Durst werbe mit der Aussicht, ihre Kinder bei Schwarzbrod und Wasser zu erziehen.

„Nein! Hier bewarb sich die Perle um den Rubin, das Gold um das Silber, die Seide um den Sammet.“

In einer reichen, üppigen Pflanzung nämlich lebte seit 18 Jahren Frau v. Labébayere; sie war schön und zu ihrem großen Behagen Witwe eines reichen Pflanzers, Kinder hatte sie nicht, und ihr vierzigstes Jahr rückte bedrohlich heran. Diese Abayeserin war eigentlich eine Anglo-Amerikanerin, die der selbige Labébayere in einer Küstenstadt des atlantischen Meeres kennen gelernt als junges, heiteres Mädchen und sie über den rothen Fluß geführt nach seiner Heimath, über ihn und sein Hauswesen zu herrschen, während er über seine Negger herrschte.

Der ehrliche Pflanzler fand halb, daß seine Frau das Herrschen über Erwarren gut verstehe, und gab ihr nach zehnjähriger Ehe ihre ursprüngliche Freiheit wieder, indem er, obiger Metapher zu reden, starb. So war nun schon seit langen, schönen 8 Jahren Frau v. Labébayere, alleinige Erbin der großen Güter ihres verstorbenen Gatten, zur Einsamkeit des Wittwenhums verdammt. Zwanzig Jahre hatten einige Veränderungen in ihrem Aeußern hervorgebracht, das konnte sie sich nicht verhehlen. Die holbe Trümmerei im Antlitz des jungen Mädchens war der gebieterischen Miene der reichen Dame gewichen, die runden, weichen Gesichtsförmern waren edlich geworden, von dunklen Augenbraunen durchzogen und durch einen ziemlich bedeutenden Schnurrbart gezeichnet; der übrigens gar nicht unangenehme Schnurrbart war kräftig beleuchtet durch das Feuer der großen schwarzen, fast wilden Augen, die auch sogar, wenn sie Zärtlichkeit ausdrücken wollten, sich nicht mehr mildern konnten; das Senken des Blicks hatten diese Augen ganz verlernt.

Alles Andere stand damit in gebührendem Verhältnisse. Ihre Wesentalle hatte sich matronenhaft in die Breite gegeben, und der majestätische Fuß der edlen Dame ließ die Identität der leichten Füßchen des jungen Mädchens nicht mehr erkennen.

Diese reiche Dame hatte sich, ihrer Wittwen einsamkeit überdrüssig, in den Kopf gesetzt, den alten reichen Franzosen zu erörtern, der zwei oder drei Meilen entfernt auf seiner Besitzung lebte. Herr Dulac, der in Rede stehende Franzose, war ein gewandtes, trotz seiner unzähligen Runzeln noch ziemlich ansehnliches Männchen, nahe an den Sechzigern, durch und durch Hypochonder, wunderbarlich bis zum Greise und übrigens melancholisch und trümmerrisch.

Es gehörte also der gelangweilte Zustand der Frau v. Labébayere dazu, um mit diesem schweigsamen Helben eine zweite Ehe zu wagen. Doch — war es nicht unerträglich, über keine andern als auf dem Markte gekaufte Sklaven beschließen zu können? Und dann, Welch ein Vergnügen, gerade ein so scheues Wild, wie Herrn Dulac, zu zähmen! Sie ward also ganz Höflichkeit, Zuverlässigkeit und zuckersüße Freundlichkeit für den alten Herrn.

Dieser, da er sich so von Rosenketten umgarnt sah, ward ganz nachdenklich. Er fragte sich mit verzeihlichem Egoismus, ob diese zarte Sorgfalt, diese kleinen und großen Aufmerksamkeiten ihm vielleicht im Alter bei seinen zunehmenden Gebrechen einmal von Nutzen sein könnten, und diese verhängnisvollen Fragen fanden endlich darin ihre Erlebigung, daß Herr Dulac sich einige Galanterien einstudirte, und, da er seine Liebhaberröle gebrüg memorirt, glücklich damit debütirte — denn nach einigen Momenten sehr natürlichen verschämten Zögerns willigte die reiche Witwe ein, ihr Herz und ihre Sklaven mit dem Herzen und den Sklaven des Herrn Dulac zu vereinigen.

Das ältliche und das junge Paar waren sich also in ihren theuersten Wünschen begegnet, und Alles ging rasch und gut von beiden Seiten, denn alle vier Beteiligten wünschten so bald als möglich den Eid der Treue zu leisten und zu empfangen. Balthasar Polo, die einzige Vorsehung aller Liebenden in Abayes, war berufen, auch diese beiden Ehen einzuzsegnen. Die Liebe unserer beiden Paare hatte im Herbst begonnen, dann kam der eizige Januar, der Februar mit sei-

nem Regen und grundlosen Straßen; alle Flüsse und Ströme hatten so gänzlich Zaum und Zügel vergessen, daß man erst abwarten mußte, bis sie in ihr Bett zurückgekehrt, ehe man an Hochzeit denken konnte. Die Paare mußten also die schöne Jahreszeit abwarten, und sie warteten.

Herr Dulac war kein Insekt, noch weniger ein Adler, sondern sogar schon ein etwas reifer Mann, und dennoch übte der wiederkehrende Lenz einen wunderbar belebenden Einfluß auf ihn aus. Sein Blick ruhte mit verjüngtem Glanze auf seinen und seiner Braut neu ergrüntem Wäldern und Feldern, er ward zärtlich, bringend, galant wie ein Franzose des alten Regime.

„Meine liebe Seele und Braut“ sprach der Greis mit zitternder Stimme, „es ist Zeit, glücklich zu sein. Genießen wir den Lenz, pflücken wir die Blumen, ehe sie welken;“ ic.

So klar und schön ausgesprochenen Wünschen konnte die Wittve nicht widerstehen, und willigte ein, ihren Nachbar nächstens zum Altar zu begleiten.

Das junge Täubchen stand indessen der alten Taube an Sanftmuth nicht nach und hörte überglücklich die süßen Worte ihres Freundes an. Der schöne Richard Alvarez drängte in zwar weniger französischer, doch nicht weniger leidenschaftlichen Worten die schöne Armande: „O, meine süße Herrin, höre mich; Armande, Armande, liebe mich!“

Das Ende des Carnevals nahte heran, und nur noch zwei oder drei Tage blieben vor der Fastenzeit, wo keine Trauungen stattfinden durften; fürwahr, ein strenges Gesetz der katholischen Kirche, besonders in Louisiana, wo die Fasten gerade in die Jahreszeit fallen, wo es am leichtesten und schönsten ist, zur Erwählung zu sprechen: „Ich liebe dich.“

Es ward also beschlossen, vierundzwanzig Stunden vor Beginn der Fasten sich trauen zu lassen. Armande und Alvarez beschloßen es im Schatten des frühlingzgrünen Waldes, die schöne Wittve und Herr Dulac am lodernden Kaminfeuer, und beide Paare wählten, ohne von einander zu wissen, zu ihrer Vereinigung denselben Altar, denselben Tag, dieselbe Stunde.

Seltamer Weise drängten die ledigen Bewohner und Bewohnerinnen von Abayes in so großer Menge zu Symons Altar in dieser Zeit, daß der gute Pater Balthasar alle Hände voll zu thun hatte, und aus diesem Umstand erwachsen neue Bedenken. Die schüchtern Arm und mochte sich durch aus nicht so bei hellem Tage, im Beisein so vieler Leute, trauen lassen, und schmeichelte daher ihrem Verlobten die Einwilligung ab, sich um 4 Uhr Morgens schon mit ihr zur Trauung zu begeben.

Fr. v. Labébayere bestand darauf, nicht mit den andern Frauen des Dorfes zum Altar zu treten, und um dieser Unannehmlichkeit auszuweichen, gebe es kein besseres Mittel, als sich am bestimmten Tage Morgens um 4 Uhr ganz ohne Aufsehen trauen zu lassen. Umsonst waren alle Vorstellungen des Bräutigams; die Wittve erklärte geradezu, wenn er sich nicht fügen wolle, werde die Hochzeit einige Wochen hinausgeschoben; was blieb ihm übrig, als nachzugeben! Im Vertrauen gesagt, Fr. v. Labébayere schämte sich, am hellen Tage mit ihrem alten Bräutigam vor vielen Leuten sich zu präsentiren, vielleicht Spott und boshafte Bemerkungen herauszufordern, und zog deshalb vor, sich in der Dämmerung und allein trauen zu lassen.

Endlich kam der ersehnte Tag. Der Pater Balthasar, welcher schon den Tag vorher ohne Aufsehen Ehen eingegnet, war der Erste auf dem Posten, doch alsbald füllte auch die Kirche sich wieder mit verlobten Paaren und deren Freunden. Die Bräutigams standen zur Rechten, die Bräute zur Linken des Priesters nebeneinander; das ungewisse, zitternde Licht einiger Laternen, von Negern gehalten, beleuchtete das verworrene Bild dieser Trauungsscene.

Je näher der Tag heranrückte, um so finstrier ward der Himmel; der Sturm raste mit fürchterlicher Gewalt um das heilige Gebäude, drang mit heftigen Stößen zur offenen Thür hinein, die schwachen Flämmchen der Wachskerzen hin und her bewegend, daß sie bald zu verflöhen schienen, bald doppelt hell brannten und die Luken der verammelten Menge ermüdeten. Eine angstvolle Bestürzung bemächtigte sich aller Anwesenden, und dem Pater Balthasar ward angedeutet, er möge sich beeilen, wenn die Neuwernählten noch vor dem zu erwartenden Regenguß nach Hause kommen sollten; die Verlobten drängten, die Pferde außen wieherten und stampften vor Ungebuld, das Gewitter riefend, und so ertheilte dann der gute Pater so rasch als möglich, ziemlich aufs Gerathewohl, den Paaren den kirchlichen Segen, kaum sich Zeit nehmend, den Verählungsring an die ausgestreckten Hände zu stecken. Sobald die Ringe an den dafür bestimmten Fingern hielten, übergab Dom Balthasar die Gattin dem Gatten, und eilig ward die Frau in ihren Mantel gewickelt und fort ging's in härmischer Eile, um wo möglich noch zu Hause anzukommen, ehe Sturm und Regen gänzlich entfesselt wütheten.

Das Alles geschah viel schneller, als es erzählt werden kann. Jeder durch die Kirche zuckende Blitzstrahl leuchtete einem jungen Ehepaar aus der Kirche, im nächsten Augenblick flog die junge Frau zu Pferde, und Dom Balthasar fuhr fort in der Ausübung seines heiligen Amtes, wie Moses, unter Blitz und Donner.

Herr Dulac und Richard Alvarez knieten nebeneinander, ihnen gegenüber ihre Bräute, Fr. v. Labébayere und Armande Paccard, beide zitternd, die eine aus Furcht, die andere aus Liebe. Beide waren in dunkle Mäntel gehüllt, beide streckten die Hände aus, den Ehring zu empfangen, und nahmen gesenkten Hauptes des Priesters Segen.

Balthasar nahte sich den beiden Paaren mit schwanke dem Schritt, denn er war heut klinder als je. Man denke nur, 14 Trauungen vor Tagesanbruch fast, bei Sturm und Gewitter, bei flackernden Wachskerzen — es ist wahrhaftig keine Kleinigkeit! — Was geschähen mußte, geschah; der würdige Pater Balthasar, dem es vor Augen, Herz und Geist gleich sehr stimmerte, steckte an den Finger der jungen Armande den Ring des alten Herrn Dulac, und Fr. v. Labébayere empfing an ihrer aristocratischen Hand den einfachen Reif des schönen Richard. Um die Verwirrung vollständig zu machen, übergab der blinde Priester noch die hübsche Armande den Freunden des Herrn Dulac und Fr. v. Labébayere Richard's Freunden. Plötzlich erschütterte ein furchtbarer Donnerschlag das Haus, die Wachskerzen verflöchten, die Kirche sank in völliges Dunkel zurück, und Pater Baltha-

far fiel auf die Knie, Gott dankend, der ihm vergönnt, heut so viel Glückliche zu machen.

Richard's Verwandte heben unterdessen die junge Wittve auf ein rasches Pferdchen, daß der junge Mann für seine Geliebte zugeritten, und Armande wird auf einen sanftmüthigen Klepper gehoben, den Herr Dulac seiner Braut bestimmt. Und fort geht's im Dunkel, die Eine im Trab, die Andere im Schritt — glückliche Reise! Indessen ist das Gewitter heraufgekommener; der Donner rollt, der Regen schlägt ihnen entgegen; die Thiere setzen sich in Galopp, die Menschen hüllen sich in ihre Mäntel, kurz Alles vereint sich, die Täuschung bis zum Augenblick der Ankunft aufrecht zu halten.

Bei heftigem Regen kam Armande vor dem Hause des Herrn Dulac an. Sie bemerkte in der Dämmerung wohl mit einigem Staunen, daß die Verhältnisse des Gebäudes großartiger seien, als sie Richard's Wohnung sich gedacht, doch war sie zu glücklich, nun unter das Dach ihres Geliebten treten zu können, um weitere Betrachtungen anzustellen.

Unter dem Peristyl stürzten eine Menge Schwarzer ihr entgegen, mit Ehrenbezeugungen aller Art. Der eine nahm ihren Mantel, ein zweiter öffnete ein elegantes Zimmer, ein dritter bot der Dame einen Lehnstuhl an, ein vierter endlich, der silberne Umhang trug, offerierte ihr einen Spiegel, das Haar wieder zu ordnen, welches beim Nitt etwas in Unordnung gerathen war.

Die junge Frau riß die Augen weit auf, und wußte nicht, ob sie wache oder träume. Doch der Spiegel sagte ihr ja, daß sie wache; es blieb also kein Zweifel.

Sie musterte mit erstaunten, neugierigen Blicken ihre Umgebung, und man muß bekennen, daß der Glanz derselben für das einfache Naturkind nicht ohne Reiz war, wenigstens nicht ohne den Reiz der Neugier. Sie sah die großen vergoldeten, mit carmoisinrothem Sammet überzogenen Lehnstühle, sie sah die weichen Dittomanen, die großen venetianischen Spiegel, und blickte nach einiger Zeit von all diesen Herrlichkeiten auch auf sich selbst.

Sie saß in einem sammetnen Sessel mit Goldfransen, ihre Füße ruhten auf einem weißen, blumengeflicktem Kissen, und vor ihr stand ein Gueridon von Marmor, mit einem köstlichen Frühstück besetzt. Nichts fehlte diesem wahrhaft königlichen Dejeuner, weder Bordeaux noch Champagner, weder geschliffenes Krystall noch Porcellan von Sèvres, noch wappengeschmücktes Silbergeräth. Schmackhafte Forellen winterten von geschwärzten Silbergeschöpfen, der ledere Schweinskopf, die Entenpatate und viele Gerichte des Landes, umgeben von außerlesenen Werken französischer Kochkunst, luden zum Genuß ein. Das alles sah die hübsche Armande.

Sie war ein kleines Leckermäulchen, und bereitete sich also zum Essen vor, indem sie die mit Rosaband gebundene Serviette entfaltete und auf ihre Knie legte.

„Auf keinen Fall kann das Richard's Wohnung sein,“ sprach sie zu sich selbst, all die Pracht mit Wohlgefallen betrachtend; „er müßte denn reich sein und mir eine Ueberschuldung haben bereiten wollen.“

Noch hatte sie diesen Gedanken nicht ganz verworfen, als die Thür sich öffnete und ein Mann langsam eintrat. Richard nicht, nein, wahrlich nicht, sondern der alte Edelmann mit vergelbtem, runzlichem Gesicht und gebrechlicher Haltung.

Wie die kleine Armande niedergeschmettert, mit offenem Mund und starren Augen, mit zitternden Gliedern, ihre Serviette auf dem Schooß, in der Ecke saß und den Schwächling rufen hörte: „Meine Frau!“ wie ward ihr da! Ja, wahrhaftig, er rief: „Meine Frau!“ und als er entdeckte, daß seine Frau ein so hübsches, erschrockenes Kind sei, der tausend krampfhaft Schmerzen in diesem Augenblick durch das unschuldige Köpfchen und das junge Herzchen zitterten, begriff er die Verwechslung, und beschloß, sie sich zu Nutzen zu machen.

Zum Anfang nahm er eine der kleinen Hände sanft in die seinen, und als er das hübsche Gesichtchen sogleich tief erröthen sah, ward Herr Dulac ganz Franzose. Er vergaß ganz die auswendig gelernten Galanterien, die er bei Fr. v. Labédaryère gebraucht, und sprach aus eigener Empfindung:

„Verzeihen Sie mir, Madame; ich bin so überrascht, mein Glück überwältigt mich, ich verstumme vor Erstaunen und Freude. Himmel und Erde! Wie schön finde ich Sie verändert, seitdem ich Sie zum letzten Mal sah. Ich Glücklicher! Ich finde meine Gattin zwei Mal schöner und zehn Mal jünger! O, Madame, ich bitte, gönnen Sie mir einen Blick oder ein Lächeln, und entschuldigen Sie mein Entzücken über dieses Wunder, wofür ich dem Himmel und Ihren schönen Augen von ganzer Seele danke.“

Armande zog ihre Hand ängstlich zurück.

„Rein Wunder ist geschehen, mein Herr,“ erwiderte sie mit blitzenden Augen; „ich bin dieselbe noch, die ich gestern war, doch sehe ich wohl, daß etwas Seltsames sich ereignet hat, das ich mir nicht erklären kann.“

Die arme Kleine weinte fast bei diesen Worten.

„Sie haben Recht, Madame,“ entgegnete der Greis, „seltsam ist es in der That, seltsam und begreifend, daß ich an Stelle der alternden Wittve ein ganz junges, blendend schönes Mädchen finde. Sei gegrüßt an meinem Herde, schöne, süßlichere Jungfrau, als Herin dieses Hauses! Es ist dennoch ein Wunder!“

Diese Worte vermehrten noch die Angst des jungen Mädchens.

„Mein Herr,“ sprach sie zitternd, „wir sind, Sie und ich, das Spielwerk eines unglücklichen Zufalls. Sie sind nicht Richard; wo ist Richard? Ich will zu meinem Richard!“ und mit gefalteten Händen und Thränen in den Augen rief sie den Namen des Geliebten, hastig aufstehend und nach der Thür zugehend.

Der Greis, welcher aus früheren Zeiten sich gar wohl auf weibliche Schönheit verstand, war jedoch bereits zu zaubert von der wirklich überraschenden Lieblichkeit seiner vom Zufall ihm geschenkten Gattin, als daß er ihr freien Abzug gestattet hätte.

„Wer ist denn dieser Herr Richard, Frau Baronin? ein Bauer, ein Krämer? ich kenne ihn nicht.“

„Mein Herr,“ antwortete das verzweifelte Mädchen, „Richard ist mein Mann und heißt Alvarez; er wohnt da draußen, weit unten bei den Pappeln; ich habe ihn heut Morgen geheirathet.“

„Gernach, meine schöne Dame,“ entgegnete Herr Dulac.

„Ich kenne diesen Herrn Richard Alvarez nicht. Mich haben Sie geheirathet, mir haben Sie Liebe und Treue geschworen! Geliebte Gattin, sieh an Deinem Finger den glänzenden Trauring; er kommt von mir; also bin ich Dein Freund, Dein Beschützer, Dein Gatte, Dein Vater. Kurz, Du bist meine Frau, wenn auch nicht durch unser Beider Willen, so doch durch den Willen der Vorsehung. Die Vorsehung hat mich an Dich, Dich an mich geknüpft mit unauflösllichen Banden.“

Ein anhaltender Husten unterbrach hier die Rede des liebenden Gatten, und Armande, überzeugt von der Unwiderstlichkeit des Gelübdes, versank in Schmerz, weinte und klagte. Der Franzose jedoch, eben so schlau als verliebt, verjagte das reizende Kind zu trösten. Er brachte ihr seine blendenden, kostbaren Hochzeitsgeschenke: ein reiches Collier von Edelsteinen, eine schwere Goldkette, pariser Bänder, flamändische Spitzen, Fächer mit Liebesgütern überladen, Handschuhe und mancherlei andere elegante Schmucksachen, die der Wittve bestimmt gewesen waren.

Armandens Blick erheiterte sich bedeutend beim Anblick dieser mit lebenswürdiger Galanterie ihr übergebenen Herrlichkeiten; sie schmückte sich mit Kette und Armband, ja noch mehr, sie nahm sogar ein Frühstück ein. Sie war hungertig und verzehrte hurtig ein Reibhühn; sie war durstig, reichte ihr Glas der Flasche mit duftendem Wein entgegen, und ihre kleine Nase verlor sich im Schaum des Champagners, diesem Letzter aller Sorgen.

Gleichzeitig war auch Frau von Labédaryère auf dem Rücken ihres windeschnellen Rosses nach der Hütte ihres jungen Gatten geführt worden, obgleich diese bedeutend ferner lag, als das Haus des Herrn Dulac. Doch wer beschrieb die Ueberschuldung der Dame, als sie in ein Gemach geführt ward mit holperigen, schlecht gefügten Dielen, wo ein in der Decke angebrachtes großes Loch, den Kamin vorstellend, den duftenden Rauch einer ganzen Cypresse einschluckte.

Die nackten Balken der Decke waren geschwärzt von Rauch, und ein Duzend Schmel, ein alter Koffer und zwei grobgeschmückte Lehnstühle bildeten das ganze Ameublement des Zimmers.

Demoherrachtet ward die vornehme Dame ohne alle Umstände in dieses Rauchnest geführt. O Schrecken! Sie war fast allein, kein Sklave kam zu ihrer Bedienung ihr entgegen, nur ein junges, blondes Mädchen trat zu ihr und nahm ihr den Mantel ab.

Als sie so da stand im schweren, seidenen Kleide, mit Edelsteinen beladen, da verwandelte sich die Umarmung des greisen Elternpaares, die mit ausgebreiteten Armen der Schwiegertochter entgegengingen, in einen tiefen, respectvollen Blick.

„Gott, die schöne Dame!“ flüsterte das Mütterchen, mit weißbaumwollener Haube und Wollenvock, ihrem Manne zu. „Wie alt sie ist!“ lächelte das blonde Mädchen ihren Brüdern, die von fern standen, zu.

Jetzt kam auch der schöne Richard, glücklich, zufrieden, freudestrahlend.

„Wo ist meine Frau, daß ich sie umarme!“ rief er mit der Ungebuld der Liebe schon beim Eintreten. „Wo bist Du denn, mein süßes Kind?“ Doch, die Wittve erklidend, blieb er wie versteinert stehen.

„Schwester, wer ist die Dame?“ fragte er leise, bereits mit einer Ahnung seines Unglücks.

„Diese Dame ist Deine Frau, Richard,“ antwortete einer der jungen Männer; „es ist dieselbe Dame, die uns der Pfarrer für Dich übergeben hat.“

„Ei, und das ist eine schöne Dame; ich wette, es giebt keine schönere im Lande,“ bemerkte die gute Schwiegermutter.

„Ich bin nicht Ihre Frau, mein Herr,“ rief jetzt die Wittve mit krampfhaft geballten Händen; „das wolle Gott nicht. Ich bin nicht Ihre Frau, ich schwöre es. Man führe mich sogleich zu meinem Gatten, denn keinen Augenblick möchte ich länger in dieser elenden Hütte bleiben.“

„Sie haben sehr Recht, Madame,“ antwortete Richard; „Sie sind meine liebe Armande nicht, und Gott sei Dank, ich habe eine hübschere und jüngere Frau geheirathet als Sie; Armande, Armande Paccard. Ich ahne irgend ein abscheuliches Mißverständnis, das sich auflären muß. Es thut mir zwar Leid um Sie, Madame, aber hier bleiben müssen Sie zum Pfand, bis ich meine Armande wieder habe. Also keine Thränen, keine Klagen. Sie sind mein Pfand und werden nicht eher fortgelassen, bis meine Frau hier einzieht.“ Der arme Richard weinte und klagte selbst und verwünschte diesen grausamen Unstern.

„Gott im Himmel!“ rief auf einmal Richard's Mutter, „ich wollte wetten, mein armer Junge, das ist ein Streich von dem blinden Vater Balthasar, der hat Dir die falsche Frau gegeben.“

„Dann, Mutter, muß ich gleich hin zum Vater, daß er mir meine rechte Frau wiederschafft. Er hat kein Recht, mich zum Vortheil eines Andern um meine hübsche, junge Frau zu pressen und mir hier die leidige alte Dame auf den Hals zu laden, die meine Mutter sein könnte. Ich reite gleich zu Dem Balthasar, auf der Stelle; thue ich's nicht, so will ich zeitbens kein Pferd mehr besteigen! Und Du, Mutter, bewache die Dame, und halte sie fest hier, bis ich wiederkomme.“

Mit diesen Worten stürzte er zur Thür hinaus, schwang sich, trotz Sturm und Regen und aller Gegenwärtigen seiner Mutter, aufs Pferd und ritt im Galopp zu dem guten Pfarrer, der am Kamin behaglich von den Strapazen des Morgens ausruhte.

„Hört, frommer Vater,“ rief ihm Richard entgegen, „und wenn es möglich ist, so rettet mich aus dem Abgrund, in den Ihr mich gestossen!“

Es ward dem ehrlichen Pfarrer schwer, an die ihm von Richard erzählte Verwechslung zu glauben. Es war ja unmöglich! So blind war er denn doch nicht! Sollte er denn nicht mehr die Leute trauen können? Er war sich vollkommen bewußt, jedem Bräutigam die rechte Braut gegeben zu haben. Er vertheidigte sich sehr gut, der Vater Balthasar; aber Alles, was er sagte, vermehrte nur Richard's Wuth.

„Das ist ja um einen Heiligen rasend zu machen,“ schrie der junge Mann. „Denk Ihr, alle andern Leute sind blind? Und sollte ich selbst denn so dumm sein, daß ich eine Frau von 40 Jahren nicht von einem Mädchen von 18 Jahren unterscheiden kann?“

Der Schmerz des Jünglings war trotz seiner Wuth so

wahr, aufrichtig und rührend, daß der Vater endlich sich zu der Frage bewogen fühlte, ob Richard den Namen des Gatten der alten Dame wisse, denn wohl sei es möglich, daß dieser das junge Mädchen mit in seine Verheirathung genommen.

Leider wußte Richard den Namen nicht. Er mußte also wieder zurück nach Hause, um Erfundigungen von der Wittve einzuziehen.

Augenblicklich bestieg er sein Pferd wieder, konnte jedoch nicht umhin, bei Armandens Wohnung vorbei zu reiten. Sie war nicht da! Man glaubte dort, sie sei bei ihrem Gatten. Er lief in die Küche, rufend: Armande, Armande! doch Niemand war darin, als der Sakristan und die bärtigen Märtirer mit verdrehten Augen, die nur mit ihrem eigenen Schmerz zu thun hatten und für den armen Richard keinen Trost wußten. Gern hätte Richard in seiner Wuth die armen gemalten Heiligen für ihre Theilnahmlosigkeit gestraft, doch er fürchtete, Armande zu lange warten zu lassen, bestieg hurtig sein Pferd, und langte, von Regen triefend, in seiner Hütte an.

Er fand die Wittve im Lehnstuhl sitzend, mit mehr sorgenvoller als ärgerlicher, oder gelangweilter Miene. Die Schwestern waren bei ihren gewöhnlichen Beschäftigungen, obgleich etwas stiller als gewöhnlich, da die Anwesenheit der vornehmen, gepukten Dame ihnen Zwang auferlegte. Die näheren Betrachtungen der Frau von Labédaryère fielen nicht ganz zu Richard's Nachtheil aus. fand er seine Armande wieder, nun gut, so war Herr Dulac für sie nicht verloren, hingegen Herr Dulac, wenn dieser für Frau v. Labédaryère verloren sein sollte, sehr wohl durch den jungen, feurigen, schönen Richard ersetzt werden konnte; denn war auch Richard arm, so besaß sie Geld und Gut genug für Beide. — Kurz sie war so weit gediehen, daß sie bei Richard's Eintritt ihre Lage schon ganz ertäglich fand.

Athemlos, aber diesmal höflich, fragte der junge Mann jetzt nach ihrem und nach des Mannes Namen, den sie zu heirathen gedachte. „Helfen Sie mir, ihn zu finden, Madame,“ fuhr er fort, seine großen feurigen Augen in das schon entzündete Herz der Dame senkend — „und ich will Ihnen von Herzen alle Unannehmlichkeiten abbiten, die ich Ihnen bereitet.“

Nachdem Frau v. Labédaryère mit ruhiger Würde geantwortet, daß sie Herrn Dulac, einen ihrer Nachbarn, habe heirathen wollen, der 4 Meilen von hier große Besitzungen habe, trat der ländliche Familienrath zusammen, eine Abhilfe in so großer Noth zu finden.

Fast mit Ergötzen hörte die Wittve diese Berathschlagungen mit an.

Endlich ward einstimmig beschlossen, daß Richard mit seinem Vater sich zu Herrn Dulac begeben und die junge Frau zurückfordern sollte. Sobald diese zurückgegeben war, versprach Vater Alvarez auch Frau v. Labédaryère ihrem Gatten zu überliefern und mithin sie in Freiheit zu setzen.

Vater und Sohn bestiegen sogleich ihre Pferde und machten sich auf den Weg. Richard wäre gern mit dem Wind um die Wette geflogen auf seinem muthigen Ross, doch der Vater war ein gar zu schlechter Reiter, der von der Recktheit höchstens Schritt und Trab verstand, also mußte der Sohn oft seine Ungebuld und sein Ross zügeln.

„Bedenke doch, Richard,“ mahnte der Alte den Liebenden; „ich habe ja seit zehn Jahren auf keinem Pferde mehr gesessen; willst Du, daß ich mir um Deine Leidenschaft das Genick brechen soll. Es hat ja gar keine Eile, wenn wir Abends ankommen, ist's zeitig genug; und bekommen wir die Mamsell Paccard nicht mit, so schabel's auch nicht, wir haben dafür schöne Ländereien, eine schöne Wittve, schöne Negerinnen, ein schönes Einkommen. — Holla! Nicht so rasch, Richard!“

In der Abenddämmerung erreichten die Reiter das Haus des Herrn Dulac. Der Regen hatte aufgehört, und hatte den März zum Frühling gemacht. Rosige Wölken schwebten am Himmel, Zephyre kosteten mit den weichen frisch grünen Blättern, und das ganze Haus ruhte in friedlicher Stille, als Richard an die Thür pochte.

„Aufgemacht! aufgemacht! Herr Dulac! Ich bin Richard Alvarez und will mir meine Braut holen. — Deffnen Sie, Herr Dulac.“

Nach viertelstündigem Klopfen öffnete sich endlich ein Schiebefenster in der Thür, und das Gesicht eines alten Neger's ward sichtbar.

„Guten Tag, Herr,“ sagte er mit verschmitztem Lachen. „Mein Herr ist bei seiner jungen Frau, und hat befohlen, nicht zu tören. — Adieu, Herr!“

Und das Schiebefenster schloß sich.

Abermals und wüthender pochte Richard, und zum zweitenmal öffnete der Neger das Schiebefenster.

„Freund, sagt mir,“ fragte Richard, „wie ist Eure Herrin Frau?“

„Hübsch, meiner Treu, sehr hübsch, jung, zierlich. — Zuerst klagte die Dame und weinte — ich hörte sie rufen: Richard, Richard, Richard! — aber dann hat sie sich beruhigt und jetzt ganz getrobet. Guten Abend, Herr.“

Zum zweiten Mal schloß sich das Fenster vor dem unglücklichen jungen Mann. Er klagte, suchte, betete, wüthete — endlich trug der Stolz den Sieg davon.

„Komm, Vater, komm, ich verstehe jetzt Alles,“ sprach er, „die Undankbare, Treulose hat schändlich mit mir gefrielt.“

Der Greis jedoch, der schon seinen Plan hatte, hielt Richard zurück, rief den Neger und sagte, er müsse jeden, als den Herrn sprechen.

„Unmöglich!“

„Ich muß ihn sprechen, Satansklave,“ schrie mit Donnerstimme der alte Louisianer.

Der Neger entfernte sich.

Nach einer Weile öffnete in der ersten Etage sich ein Fenster, ein Kopf ward sichtbar und Herr Dulac (denn er war es) fragte mit scharfer, dünner Stimme nach den Wünschen der Herren.

Vater Alvarez antwortete an seines Sohnes Stelle. Er berührte in wenig Worten die grausame Verwechslung, unter der sein Sohn leide, und forderte mit lauter Stimme Richard's junge Frau zurück, erbittig, an deren Stelle die Frau des Herrn Dulac sammt ihren schönen Kleidern und Diamanten auszuliefern.

Auf diese klaren, deutlichen Worte folgte ein langes

peinliches Schweigen. Keine Stimme rief, wie Richard im Stillen gehofft: „Hilfe, Hilfe!“ endlich nahm Herr Dulac wieder das Wort.

„Sie sind im Irrthum, meine Herren; ich kann Ihnen sagen, daß ich über die heut geschlossene Ehe sehr beglückt bin, und hoffentlich ist es die junge Dame, die bei mir ist, und uns hört, eben so wie ich. Nach den Gesetzen der Kirche gehört die junge Frau mir, sie trägt an ihrem Finger den Trauring mit meinem Namen, den der Priester ihr am Altar gegeben. Auf die Wittve Labédayère mache ich keinen Anspruch, thun Sie mit ihr, was Sie wollen, sie ist eine respectable Dame, und jedenfalls eine passende Partie für einen strebenden jungen Mann. Ich rathe Ihnen, weisen Sie das Glück, das Ihnen der Himmel sendet, nicht von sich, und ...

„Mit diesen Worten zog Dulac seinen Kopf zurück und schloß langsam das Fenster, welchen Augenblick der unglückliche Richard benutzte, laut hinaufzurufen: „Armande, Armande, höre mich! komm zu mir! Ein Wort, meine Braut, und ich trage Dich auf meinen Armen fort.“

Doch sein Rufen, seine Seufzer verflangen ungehört in der dämmernden Abendluft, das Fenster schloß sich, der innere Fensterladen knarrte in den Angeln, und der Schwarze rief den Getäuschten noch einen höhnischen guten Abend zu.

Unbeweglich standen Vater und Sohn vor dieser eisernen Schwelle und sahen einander an. Der alte Alvarez stellte sich zorniger als er war, wollte die Thür einschlagen u. dgl., doch Richard unterbrach ihn. „Laß Vater, vergessen wir die Undankbare!“ und so begaben sich Vater und Sohn, der eine fluchend, der andere weinend, hinweg und kehrten zurück zum Vater Balthasar.

„Meine Freunde,“ sprach der gute Vater, „ich bin herzlich betrübt über den von mir begangenen Irrthum, und doch sehe ich darin den Finger Gottes. Ich kann nicht lösen, was Gott zusammentrug — Richard, Deine rechtmäßige Frau vor Gott und Menschen ist und bleibt Frau v. Labédayère, und Armande Paccard die legitime Frau des Herrn Dulac. Es ist nichts daran zu ändern; Kinder, fügt Euch in den Willen der Vorsehung. Aber, Richard, kommt mit Eurer Frau morgen zu mir, ich werde auch nach Herrn Dulac und seiner Frau schicken, und die Sachen so gut als möglich einzurichten suchen.“

Am nächsten Tage zur Mittagszeit stellten die beiden Paare sich in der Pfarrwohnung ein. Madame Dulac, zum Verzweifeln hübsch, mit verschämten gesenkten Blicken, stützte sich auf den Arm ihres alternden Gatten, doch Mad. Richard war mehr als je eine Labédayère. Ihr ganzes Wesen leuchtete von Triumph u. erhabenen Hauptes kam sie daher, sich vertraulich an den Arm ihres jungen Mannes hängend, als fürchte sie eine nochmalige Verwechslung. Richard erschien ruhig und in den Willen der Vorsehung ergeben; Herr Dulac lächelte mit der Zuversicht eines Mannes, der an seinem Glück nie zweifelt.

Der gute Vater, dem beim Anblick der ungleichen Paare sein Versprechen erst recht einleuchtete, sprach nach einem kurzen Gebet sich folgenderweise aus:

„Es ist ein arger Mißgriff begangen worden; durch meine Schuld ist das heilige Sacrament der Ehe fälschlich gebraucht, und Sie, Frau v. Labédayère und Herr Dulac, sind bei diesem Spiel des Zufalls die Gewinnenden, gegen welche die armen jungen Leute furchtbar verloren haben. Doch — noch einmal: es ist des Höchsten Wille, dem wir Menschen uns beugen müssen. Doch, Mad. Labédayère und Herr Dulac, machen Sie den Fehler wieder gut, den der Zufall und ich armer Blinder begangen, und den ich nur nicht beweinen will, um nicht den letzten Schimmer von Licht zu verlieren. Herr Dulac gebe die Hälfte seines Vermögens seiner jungen Frau, und Frau v. Labédayère die Hälfte des ihrigen ihrem jungen Mann. So mögen denn diese Ehen bestehen wie sie sind, und Gott und die jungen Leute mir meinen Irrthum verzeihen.“

Zuerst schien diese Forderung den zwei Reichen sehr hart, doch des Priesters Worte duldeten keinen Widerspruch, und da Herr Dulac nicht daran denken konnte, seine junge Frau an Richard abzutreten, und dieser sich gegen seinen alten häßlichen Rival sehr vortheilhaft ausnahm, war Frau v. Labédayère die erste, die dem guten Pfarrer antwortete, daß, wenn Herr Richard sie als seine Gemahlin achten und ehren wolle, sie ihm nicht nur die Hälfte ihres Vermögens, sondern das Ganze zur Verfügung stelle. Herr Dulac, um an Generosität der Er-Wittve nicht nachzusehen, billigte diese Bestimmungen, welche durch den herbeigerufenen Notar sogleich schriftlich befestigt wurden.

Hierauf zogen die Parteien sich in ihre Wohnungen zurück, Armande mit Herrn Dulac, Richard mit Frau v. Labé-

dayère, und Mensch entstimmten begleiteten diese Töne mit entsetzlichem Geheul.

Die burleske Prozession wandelte bei Fackelschein über die Haide, in ihrer Mitte zwei schauerlich maskirte Gestalten führend; die eine ein altes Weib mit frechem Blick, die andere einen dummen schielenden Bauerburschen vorstellend, der an die Alte mit einer Kette geschlossen war. Die Härlichkeiten dieses seltsamen Paares belustigten den ausgelassenen Menschentrupp aufs Höchste, und um den Spaß vollständig zu machen, sang ein kühnlicher Bursch aus voller Lunge eine witzige Gelegenheitsromanze ab, deren Refrain stets die Namen des gehöhnten Paares enthielt.

Mad. Alvarez hatte indes bei Annäherung des Feindes sogleich an seinen Empfang gedacht; und als die lustige

Bande, am Hause angekommen, sich in Reih' und Glied stellte und ein Spasmacher, phantastisch gekleidet, derb an die Thür klopfte und rief: „Holla, erwacht, schöne Braut! Holla!“ da ward dieses Holla zum Signal eines so gründlichen Bombardements von faulen Eiern, verborbene Aepfeln und andern ähnlichen Wurfgeschossen, daß die Musik dagegen nicht Stich hielt, und die üblen Klänge vor den üblen Düften flohen. Das Charivari zog sich schleunig zurück, mehrere seiner Instrumente auf dem Kampfsplatz zurücklassend, welche in der Küche des Herrn und der Mad. Alvarez nützliche Anwendung fanden.

Doch die Raquemusik, bei der entschlossenen Mad. Alvarez so glücklich aus dem Felde geschlagen, blieb gänzlich Siegerin an den Mauern des Herrn Dulac. Der alte Herr geberbete sich so grimmig bei der großen Duvertüre, daß die Musiker ihre Freude daran hatten, und ihn, nachdem sie ihm die Ohren zerrissen, noch persönlich neckten. Sie gingen zu ihm, verachteten ihn als einen Einfaltspinsel, der die Gebräuche des Landes nicht kenne; sie tranken seinen besten Wein, und ein junger ausgelassener Bursch ging sogar so weit, seiner jungen Frau einen Kuß zu bieten, den sie annahm. Dulac war außer sich; so klug er gestern gewesen, so unklug war er heut; er wüthete gegen die ganze Welt, gegen die Nezer, gegen seine Frau, gegen seine junge Frau, er beging sogar die Thorheit, den Verlust der Frau v. Labédayère laut zu beklagen.

Armande hörte diese Kränkung gleichgültig mit an; sie begann nicht jetzt erst, Richard's Verlust zu bejammern.

Mit diesem Charivari-Abend endeten die kurzen Fliederstunden der Dulac'schen Ehe, und Herr Dulac ward buchstäblich wieder ganz der Alte, mürrisch, malproper, egoistisch, blaß, fatiguit, und sagte fast keinem Menschen mehr „guten Tag“, aus Furcht, den Husten zu bekommen. Das dauerte drei Jahre. — Dann starb der Kranke und seine Frau betrauerte ihn — ehrlich.

Frau v. Labédayère hat bei ihrem zweiten Gatten vergebens versucht, die Souveränitätsprincipien in Kraft zu setzen, die ihren ersten Gemahl so völlig unterjocht. Richard war zwar schön, aber er war auch eigensinnig und hartnäckig. Er fühlte sich in seinem Eigenthum und schaltete auch so, denn er hatte es ja theuer genug bezahlt. Er ward wirklich Herr, und das war ein nagender Gram für

seine Frau. Richard liebte die Seinigen; so ließ er denn seinen Vater, den Hirten, und seine Mutter, die Bäuerin, in dem schönen Hause wohnen, gab seinen Schwestern dieselben Kleider, wie seine Frau sie trug, ließ sie von demselben Brod essen, von Negern bedient, und da sie sich verheirathen wollten, theilte er eine große Summe in 6 Theile und sprach: „Da nehmt!“ Das schnitt der Dame ins Herz, die in dem Grade geizig geworden, als sie über ihr Vermögen nicht mehr frei verfügen durfte. Sie nagte lange an diesem bitteren Schmerz, bis sie eines schönen Tages den seligen Herrn v. Labédayère aufsuchte und Herr Richard seiner Gemahlin ein prächtiges Grabdenkmal bauen ließ.

Das Ende der Geschichte ist leicht zu errathen. Richard und Armande, beide frei, zwar weniger jung, doch nicht weniger schön und nicht weniger liebend, konnten sich endlich



Johanna d'Arc auf dem Scheiterhaufen.

dayère, deren Haus er, als sein eigenes, von jetzt an mit seiner Gattin bewohnte.

Noch an demselben Abend fühlten die armen jungen Schlachtopfer des tödtlichen Zufalls ihre Wunden schmerzlich bluten. Die Musik der Charivari, welche in Frankreich bei manchen Gelegenheiten in Anwendung kommt, war auch in den französischen-amerikanischen Colonien nie ganz außer Mode gekommen und fand besonders bei ungleichen, lächerlichen Heirathen Anwendung.

So näherte sich denn auch mit Anbruch der Nacht dem Hause der Mad. Richard eine höllische Raquemusik. Das Horn klang, die Pfeife gellte, der Kessel dröhnte, der Döbel-

heirathen, diesmal ohne Verwechslung. Richard hatte den silbernen Trauring, den der Zufall an den Finger der Wittve geführt, sorgfältig aufbewahrt, doch die Trauung fand diesmal nicht im Dämmerlicht, sondern am hellen Mittag, vor dem großen Altar der Kirche statt; noch nie hatte die alte gesprungene Glocke so frühlich ihre Nisthöhle durch die Lüfte geschaut, noch nie war die Kirche so schön geschmückt gewesen, und daß Dom Balthasar das Brautpaar auch diesmal einsegnete, versteht sich von selbst; aber er zitterte dabei aus Furcht, wieder einen Mißgriff zu begehen, trotzdem er auf der Nase eine nagelneue Brille trug, die Hr. und Mad. Moorez ihm eigens für die Ceremonie aus New-York hatten kommen lassen.

Das würdige Paar erreichte in Frieden und Glück, von zahlreicher Familie umgeben, ein hohes Alter. Weit und breit rühmte man sie ihres Fleißes, ihrer Verständigkeit und Mildbthätigkeit wegen, drei Eigenschaften, welche den Grund legen zum Glück der Ehe. Sie liebten einander so sehr, um oft der traurigen Verwechslung zu erwähnen, welche sie zeitweilig hätte unglücklich machen können. Doch als einst ein französischer Reisender, der die Gastfreundschaft unter ihrem Dache in Anspruch genommen, unter anderen Wundern der Pflanzenwelt ihnen zeigte, wie das Blatt der Sycamore, noch im Stiel verborgen, schon den Keim des Blattes in sich trägt, das im künftigen Jahre sich entwickeln soll, da sah der jetzt gealterte Richard mit thränenfeuchten Augen seine treue Gefährtin an, und auch ihr Herz fühlte die Wehlichkeit dieses schönen Bildes mit ihrer ersten unglücklichen Ehe, welche für sie den Keim späteren Glücks in sich getragen.

Am andern Morgen ließen Richard und Armande vor ihrer Thür zwei Sycamoren von gleicher Kraft und von gleichem Alter pflanzen, freuten sich noch manches Jahr in ihrem Schatten und schliefen in ihrem Schatten dann ein, der Philimon und die Baucis von Abayes. Zum Andenken an dieses wunderbare Ereigniß bewahrt man noch jetzt in der Cathedralen von Abayes die Brille, das Brevier und den Namen des Dom Balthasar Polo.

Dies war eine der letzten Ehen in der neuen Welt, von denen man allenfalls sagen kann: Sie sind im Himmel geschlossen!

Nach Jules Janin.

Johanna d'Arc.

Wer das Geschick der Jungfrau v. Orleans nur durch Schiller's Muse kennt, weiß nicht, wie grausam der Tod sich ihr nahte. Nach ehrenvollem Kampfe im Kreise der Freunde, bedeckt mit den Fahnen, für deren Ruhm sie gestritten, so sehen wir Johanna d'Arc auf der Bühne sterben.

Die Wirklichkeit war nicht so mild als die Poesie.

Johanna d'Arc ward von ihren Zeitgenossen als „Herc“ verbrannt, doch kurze Zeit darauf erhob sich ein Schrei des Unwillens gegen ihre Verderber aus allen Gegenden Frankreichs. Ueber ihren Proceß ward später das Verdammungsurtheil gesprochen, die „todte“ Johanna ward vom Hofe für unschuldig erklärt, und das Volk schwor darauf, sie habe Frankreich gerettet, und sie hatte es gethan. Johanna, das achtzehnjährige Mädchen, dessen Heldenmuth von Männern so grausam vergolten ward, rettete ihr Vaterland aus den Händen der Eroberer.

König Carl VII. war nur noch der Schatten eines Königs; aus Paris und Orleans vertrieben, ohne Land, ohne Heer, fast ohne persönliche Anhänger, suchte er sein Vaterland im Arme der Geliebten zu vergessen, und erwartete nur den Tag, wo der König von England und Frankreich ihn auffordern werde, dem leeren Titel eines Herrschers zu entsagen. Die treuen, tapfern Hauptleute Dunois, La Hire, Kaintrailles und Andere hatten entweder keine Soldaten oder verzweifelt am Siege.

Da kam die Hirtin aus dem Dorfe Dom Rémy bei Baucouleurs, die Jungfrau, in deren Brust die Vaterlandsliebe zur hellen, heiligen Flamme aufgelodert; sie entschloß sich, jung und der Welt unkundig, wie sie war, zum Könige nach Bourges zu gehen, ihn anzusehen, er möge ihr glauben, sie höre, ihr Soldaten, eine Armee geben, an deren Spitze sie den Engländern entgegenziehen könne, den Engländern, die Niemand mehr anzugreifen wagte. Zuerst wollte sie die Stadt Orleans befreien und dann, wenn sie das Feld freigemacht, den König nach Rheims führen, ihn dort krönen zu lassen.

Der Unwille ihres Vaters war das erste Hinderniß, das ihrem selbstsamem Plane hemmend entgegentrat, Mißbilligung und Fluch ihrer Familie folgte ihrem Entschlusse. Dennoch ließ sie sich nicht irre machen; durch tausend Hindernisse gelangte sie an den Hof und, trotz der Spötereien der Höflinge, zu dem ersehnten Ziele.

Wald schritt sie in kriegerischer Rüstung, die Fahne in der Hand, den Franzosen voran, dem Feinde entgegen. Der begeisterte Glaube ihrer Seele theilte sich den Soldaten mit, sie folgten dem achtzehnjährigen Mädchen mit erhöhtem Muth, stützten sich ihr nach mitten unter die feindlichen Schwert.

Der Erfolg erhöhte ihre Hoffnung.

Die Engländer, welche bis dahin dem muthlosen, entkräfteten Feinde gegenüber gemächlich ihre Eroberungen gemacht, erstarrten über diesen unerwarteten Widerstand. Das war wieder die alte französische Tapferkeit, die ihnen sonst wohl zu schaffen gemacht. Das Heer der Engländer gerieth in Unordnung, und der Sieg ist gewonnen.

Mit der Sicherheit und Tollkühnheit eines alten Soldaten tummelte Johanna ihr Kriegsgewand, immer zum Angriffe bereit, das Volk lief ihr zu als einer Heiligen, die Soldaten, die unter ihrer Fahne kämpften, hielten sich für unüberwindlich.

Nachdem Johanna Orleans befreit (8. Mai 1429), führte

sie ihre Armee und ihren König nach Rheims, auf ihrer Straße die Angriffe der Engländer tapfer zurückschlagend.

Die Krönung fand am 17. Juli statt in der alten Cathedralen zu Rheims in Gegenwart der glückseligsten Johanna, welche die Fahne in der Hand hielt, diesen Schrecken der Engländer, die Fahne, welche wohl verdiente, dem Schauspiel der Ehre und Freude beizuwohnen, denn sie hatte den Kriegern vorangeleuchtet durch feindliche Lanzen und alle Schrecken des Kampfes.

Johanna hatte nun ihre Aufgabe vollendet und wollte sich zurückziehen in ihre frühere ländliche Stille, doch dieser Entschluß ward mächtig bekämpft, und sie blieb bei dem zum Heile Frankreichs erwählten blutigen Gewerbe. Sie erschien bei der Belagerung von Paris und ward verwundet. Sie warf sich in das belagerte Compiegne und ward dajelbst, wie man glaubt durch Verrath, von den Burgundern ergriffen, an die Engländer verkauft und nach Rouen geführt, wo ihr Proceß gemacht wurde.

Man klagte sie der Kezerei an, weil sie vorgab, zufolge höherer göttlicher Eingebung Frankreich gerettet zu haben. Auch machte man es ihr zum Verbrechen, Männerkleider getragen zu haben. Der Proceß währte vier Monate und endigte mit dem Urtheilsprüche: Johanna d'Arc solle lebendig verbrannt werden vor einem Tribunale, an dessen Spitze ein Bischof stehe.

Das Urtheil ward vollzogen. Johanna starb auf dem Scheiterhaufen, ohne daß eine Stimme sich für die Edle, Reine, Unschuldige, für die Heldenmüthigste der Frauen erhob, die durch den martervollsten Tod das Verbrechen büßen mußte, Unabhängigkeit und Ehre ihres Vaterlandes gerettet zu haben.

Achthundert Engländer untrügten den Scheiterhaufen mit einem Walde von Lanzen, hinter diesen standen die Franzosen, von Bewunderung und Schmerz erfüllt, im Schweigen verharrend nur durch die Gegenwart ihrer Herren.

Diese schmerzlich: Hinrichtung, zu welcher die Engländer



Gustav Hans Edler zu Putlitz.

mit wüthender Beeiferung sich gedrängt, machte ihnen das Blut erstarren in den Adern vor Neue und Entsetzen. Die Heilige stöhnte vom Scheiterhaufen herab sterbend ihnen Grauen ein vor der eigenen Missethat.

Die Soldaten wiederholten lebend die letzten Worte, welche Johanna sprach, als die Flammen schon gierig nach ihrem Leben züngelten: „Die Stimme, die mich rief, kam von Gott, die Stimme hat mich nicht betrogen.“ Der Henker Johanna's beichtete am Abend ihres Todestages, konnte aber nicht glauben, daß Gott ihm verzeihen werde, und ein Secretair des Königs von England sprach laut, vom Richtplatze heimkehrend: „Wir sind verloren, denn wir haben eine Heilige verbrannt!“

Der 30. Mai 1431 ist Johanna's Todestag.

Gustav Hans Edler zu Putlitz.

Ich lag im duft'gen Reize
Umshattet und unrauscht,
Und hab' im Schlummer leise
Auf Waldbeswort gelauscht.
Wob meine Träume lustig
Und meine Phantasien
In Blumenlaute duffig
Und in der Blätter Grün.

Jetzt treibt's vom Blumenbette
Nicht wieder waldbauswärts;
Des Märchens liebste Stätte
Ist doch des Menschen Herz.

Ihr kennt diesen Ruf, meine Leserinnen. Jugend wo ist er in Euer Herz gedrungen und hat mit der Empfindung der darin ausgesprochenen Wahrheit es bewegt. Ihr kennt das duftende, rauschende, flüsternde Märchen, das Euch entgegenrat mit den Worten:

Habt Ihr für Walbes Kunde
Für meinen bunten Traum
In Eures Herzens Grunde
Jetzt wieder freien Raum —
Dann nehmt, den ich getragen,
Den Strauß der Waldbeslust,
Und auf des Herzens Schlagen
Steckt ihn an Eure Brust.

Und wollt Ihr ihn nicht achten,
Den Märchengunst umwallt,
So laßt den Strauß verschmachten;
Biel andre trägt der Wald.
Ich aber zu den Bäumen
Will wieder dann entfliehen,
Will wieder ruhn und träume n
Im duft'gen Waldbesgrün.

Ihr aber habt den Strauß genommen — welche deutsche Frau hätte das nicht — und habt an seinem Duft Euch erfrischt, wenn das Leben nicht mit allzukümmender Wirklichkeit ihn Euch aus der Hand schlug, denn des Märchens Zauber bringt nur in ruhig unbefangene Gemüther, in Seelen, die ahnen, glauben und träumen können, wie Kinderseelen.

In jedem Frauenleben, selbst wenn es der Poesie so ungünstig wäre als möglich, kommen wenigstens Augenblicke vor, wo des Herzens Boden für die Gaben der Dichtkunst gelockert, wo der Geist im Stande ist, die Blüten derselben zu empfangen als Blüthen, als das, als was sie gegeben wurden.

Habt Ihr in solchen Momenten warmer Empfänglichkeit gelesen oder gehört: „Was sich der Wald erzählt“, so habt Ihr den Dichter lieben gelernt, der des Waldes liebliche Mythen Euch enthüllte, Gustav zu Putlitz, dessen Bild wir heut mittheilen.

Jeder denkende Leser fühlt Interesse für Person und Schicksal Dessen, der durch das Wirken seines Geistes ihm Freude und Erhebung bereitet, so werden denn auch einige Notizen über Leben und Verhältnisse Gustav's zu Putlitz willkommen sein, welcher nicht nur durch sein liebliches Märchen: „Was sich der Wald erzählt“ die Gunst der Frauen erwarb, sondern für Erheiterung des größeren Publicums durch eine Menge höchsttheils vortrefflicher Lustspiele sorgte, deren Production dem Dichter so leicht ward, daß er im Zeitraum von 5 Jahren einige zwanzig schrieb. Wir nennen davon nur: „Badefuren“, „Das Hausmittel“, „Das Herz vergessen“, „Der Brockenstrauch“, „Seine Frau“, „Nur keine Liebe“, „Meer's Meer“, „Familienzwiß und Frieden“, weil dieselben auf fast allen deutschen Bühnen mit Beifall aufgeführt wurden. Der graciös gefällige Dialog dieser Stücke, wie die geringen decorativen Schwierigkeiten, welche deren Aufführung verursachte, haben den meisten derselben auch auf Gesellschaftstheatern Eingang verschafft.

Außer diesen Lustspielen und mehreren Dichtungen in novellistischer und Märchenform, als da sind: „Vergißmeinnicht“, „Arabesken“, „Ungebundenes“ und „Luana“, verfaßte Putlitz auch die Opern: „Rübezah!“ und „Indra“, befaßlich von Flotow componirt.

Gustav von Putlitz ist der Sohn von Eduard Hans Eble zu Putlitz und Caroline, geborne von Garezka-Cornitz. Er ward auf dem Familiengute Rezin in der Westpreignitz, unweit Berleberg im Jahre 1821 geboren, besuchte das Gymnasium Unserer Lieben Frauen zu Magdeburg, studirte in Berlin und Heidelberg, dort in den höchsten literarischen Kreisen dichterische Anregung empfangend, hier im

Kreise jugendlicher gleichgesinnter Genossen in den Reizen der bezaubernden Natur das Herz erwärmend und die Jünglingsjahre froh genessend!

Ogleich nun Putlitz 1844 als Kammergerichts-Auscultator in den preussischen Staatsdienst trat, dann bei der Regierung zu Magdeburg als Referendar arbeitete, so ward seine Absicht, die diplomatische Carriere zu verfolgen, doch durch die überaus günstige Aufnahme seines ersten Lustspiels „Die blaue Schleife“ wandelnd gemacht, welches zuerst in Königsberg, dann in Oldenburg, Hannover und Berlin aufgeführt ward.

Im Winter 1847, den Putlitz in Rom zubrachte, faßte er den Entschluß, dem Staatsdienst zu entsagen und die literarische Laufbahn einzuschlagen.

Nach seiner Rückkehr in die Heimath schloß er sich vorzüglich an Willibald Alexis (Gering) in Berlin an, wo früher der Umgang eines Varnhagen von Ense, Ludwig Tieck, einer Bettina von Arnim und einer Gräfin Ahlefeld den Jüngling auf anregende und einflußreiche Weise gefesselt hatten.

1850 übernahm er das Familiengut Rezin, und hier ist es, wo das liebliche Märchen: „Was sich der Wald erzählt“ unter dem Einfluß der freien Natur und glücklichen Familienlebens ins Dasein trat; dieses kleine Märchen, dem Putlitz vorzugsweise seinen Ruf als Dichter verdankt, welches seinen Namen auch über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinausgetragen, denn es ist in mehre fremde Sprachen übersetzt und erlebte in der Mutterprache bereits 22 Auflagen.

Seit 1843 ist Putlitz vermählt mit Elisabeth Gräfin von Königsmark und vielleicht war es das Glück dieses Bundes im Verein mit dem ländlichen Wohnort, welches den Dichter der Bühne entfremdete, der seine ersten Werke gegolten.

Die Aufführung eines historischen Schauspiels auf der hiesigen Bühne: „Das Testament des großen Kurfürsten“ beweist indeß, daß diese Trennung keine ewige gewesen, sondern daß der Dichter sich mit erhöhten, durch Studium und Leben gereiften Kräften dem Felde wieder zuge-

wandt, wo sein Genius schon so viele Blüten der Heiterkeit ausgefreut.

Der große Erfolg, den das genannte Schauspiel gehabt, giebt den Beweis, daß die ernste dramatische Muse dem reichbegabten, gemüthvollen deutschen Sänger nicht weniger hold sei, als die lächelnde Italia und die träumerische Märchenfee, welche ihm den ersten Lorbeer gereicht.

Mädchenfreundschaft.

Von Auguste Kurs.

Zwei zierliche Briefchen hatten sich gekreuzt. Lächelnd entfaltete die anmuthige Marianne das eine und las freudig erregt:

Innigst geliebte, theure Freundin!

Zürst Du mir, daß ich Dich nach meiner Rückkehr noch nicht besuchte? Bitterster Täuschung Schmerz hält mich in einsamen Zimmer gesesselt und macht mir den Anblick gleichgültiger Menschen, dem ich beim Ausgehen nicht entfliehen könnte, verhaßt. Auch möchte ich, ehe ich der Gesellschaft mich wieder zeige, meinen Teint erst ein wenig bleichen lassen, der leider im Seebade sehr gelitten hat. Darum, liebste Marianne, besuche Du mich heut Nachmittag und erleichtere durch Dein freundschaftliches Mitgefühl den schweren Kummer

Deiner unglücklichen
Valentine.

Mariannens freudige Erregung bei dem Anblick der wohlbekannten Christzüge wich anfangs einer theilnahmenvollen Neugierde, dann zuckte ein spöttisches Lächeln um die vollen rothen Lippen und das Bergischmeinnicht-umranderte Papierchen fest zusammenlegend, wand sie darauf in aller Gemüthsruhe bunte Seidensäden um den Herzenserguß der Eheuern. Dann legte sie das Knäuel sauber in den wohlgeordneten Nähtisch, strich, mit wohlgefälligem Blick in den Spiegel, die glänzenden, blonden Locken von der perlenweißen Stirn und dankte mit holdem Grusse dem jungen Regierungsrath Werner, der trotz der Blüten und Blätter, die das Fenster umrannte, das liebliche Köpfchen seiner Angebeteten zwischen ihnen erspäht hatte.

Während dessen dachte Valentine über den räthselhaften Inhalt des besendenden Biletts nach, das sie eben von Mariannen empfangen.

Meine Liebe, böse Valentine!

Wie ist es Dir möglich, drei lange Tage schon wieder in der Heimath zu weilen und mich, deine treueste Freundin zu vergessen! Hast Du Dein Herz so ganz mit dem Wibe des edeln Magyaren erfüllt, daß nicht der kleinste Raum für mich geblieben? Wird der besiegte glückliche Sieger Dir bald hierher folgen? Tausend Fragen mußt Du mir beantworten und dann wird Dir ein liebes, süßes Geheimniß vertraut

Deine freund- und leidvolle
Marianne.

„Freudvoll und leidvoll?“ flüsterte Valentine, „sollte sie etwa — doch nein, hier im Orte war ja keine einzige Partie zu machen, und Marianne mit dem kalten Blick und ihrer stillen, zurückhaltenden Weise! Und wenn es doch wäre! Grade jetzt, wie glücklich für mich und welch ein Triumph für sie! aber Geduld, nur ein wenig Geduld, und wir werden ja sehen!“ Die langen, dunkeln Wimpern hoben sich plötzlich rasch empor und die braunen Feueraugen warfen einem unsichtbaren Gegner brennende, herausfordernde Strahlen entgegen. Der Herzensfreundin Biefchen aber flatterte unbeachtet zur Erde.

Arm in Arm saßen Nachmittags die reizenden Freundinnen in der schattigen Laube. Die ersten zärtlichen Grüsse und Liebkosungen waren ausgetauscht. Letztere minder lieblich und innig, als wohl sonst, weil keine Zeugen und Nebenwägen waren, denn junge Damen sind nie zärtlicher gegen einander, als wenn sie eben nicht ungehört sind.

„Du arme Tina,“ sagte Marianne eben mit kühlem Bedauern, „so war der schöne Ungar also doch nicht so ganz von Deiner Lebenswürdigkeit eifersüchtig, als Du mir schriebst?“ — „Leider nein, wie oft soll ich es Dir wiederholen, der enorme Reichtum der kleinen Gutsbesitzerin lockte sein stolzes, verblendetes Herz.“ — „Und denke Dir nur, wie schlecht die Menschen sind,“ lächelte schmeichelnd die sanfte Freundin, „hier wollte man schon bestimmen wissen, es sei gar kein Graf gewesen, sondern ein hübscher Schauspieler, der unter der leichtgläubigen Badegesellschaft sich einmal und mit Glück in dieser Rolle versucht. Ich habe natürlich, schon Deinetwegen, den interessanten Fremdling verteidigt, obgleich seine plötzliche Abreise, unmittelbar nach der Ankunft der andern ungarischen Familien, die Sache etwas zweifelhaft erscheinen ließ.“ — „Daran erkenne ich Deine Liebe zu mir, theure Marianne, aber ich finde Dich wirklich sehr genau unterrichtet; doch nun laß uns endlich darüber schweigen und sprich mir lieber von Dir und Deinem Geheimniß, von Allem, was sich während meiner Abwesenheit hier begeben.“ — Da, um die Freundin zu trösten und zu erheitern, begann Marianne: „Kannst Du glauben, daß die kleine, unbekanntere Rosalie sich den reichen Baron erobert hat? Er überschüttet sie mit den kostbarsten Geschenken, und in zwei Monaten ist die Hochzeit. Und wie geschickt die alte Jungfrau Mathilde sich den Regiments-Commandeur gewann und sicherte, das muß ich Dir mittheilen. Auf der Reife hierher in die neue Garnison besucht der stattliche, lebenslustige Wittwer den guten Major Stetten, der mit Mathildens lebenswürdiger Schwester verheiratet ist. Der galante Aeußerung des Gastes, daß eine solche Gattin ihn unendlich beglücken würde, begegnet die kluge Frau mit der Bitte, ihrer jüngeren Schwester doch ein Briefchen mitzunehmen, es ihr aber auch persönlich zu übergeben. Ob diesem Briefchen ein andres vorangesandt wurde — wer mag es wissen! Verrathen wurde nur, daß Mathilde, in gewähltester Toilette, selbst dem Obersten die Thür öffnete und, gleichsam überwältigt von dem Anblick der Heldengestalt, mit einer plötzlichen Ohnmacht kämpfend, an seine ordnungsgemäße Brust sank. Dann wurde der Geschmeichelte, denn die Männer sollen auch bisweilen eitel sein, in dem traulichen Familienkreise unmerklich und angenehm gefesselt, bis er nach einigen Wochen seine ersten Bisten an Mathildens Seite als

glücklicher Bräutigam machte. Aber Du bist so ernst geworden, liebe Valentine, mein frühliches Gepolde stört Dich, freilich Dir muß dergleichen jetzt einen Stich ins Herz geben, das bedachte ich nicht.“ — „Bewahre, mein Kind, bilde Dir doch so etwas nicht ein, ich gönne einer Jeden ihr Glück, oder was sie dafür hält,“ setzte Valentine mit etwas erzwungenem Lachen hinzu. „Dir aber vor Allen wünsche ich Erfüllung Deiner Liebesträume, denn gestehe es nur, Du träumst und liebst, und ich wünsche nur, daß Du Dich nie täuschen und vielleicht unjansft erwachen mögest.“

Das war ein freundschaftlicher, liebevoller Wunsch, und gewiß ohne alle hämischen Nebengedanken ausgesprochen, darum beicte sich Marianne auch die zärtlich besorgte Freundin zu beruhigen. „Hier ist nicht mehr von Träumen und unsichern Hoffnungen die Rede, sondern von Ueberzeugung und Gewißheit. Zur Strafe aber für Deine bösen Zweifel werde ich Dir nichts von mir und ihm erzählen, bis ich Dir in kurzer Zeit eine kleine goldumranderte Karte übersenden werde.“ Sie blieb richtig unerbittlich, aber das Gespräch stockte darum nicht, denn die zarten, rothigen Lippen flossen wie vorher von alle den interessantesten, bedeutenden Mittheilungen über, deren die guten, wohlwollenden Mädchenherzen voll waren.

Wenige Tage später gab die Präsidentin eine glänzende Gesellschaft. Unter der Masse von schimmernden Uniformen zeigte sich nur hier und da der prunklose schwarze Frack und die tadellose weiße Cravatte, denn in der ziemlich großen Provinzialstadt war eine sehr bedeutende Garnison. Das gab den wenigen Civilisten ein unbegreifliches Gefühl der Vereinzeltung, während die jungen Söhne des Mars heiter sich selbst und der kaum gesehnen Vorliebe der Schönheit und Jugend für den Schmuck der Waffen und ihre Träger vertrauten.

Noch saßen die jüngeren Damen, von aufbauschender Crinoline umwogt, von Seide, Flor und Tarlatan umrauscht und umwallt, von duftigen Locken, Blumen und Bändern umflattert, lächelnd und stürzend im Kreise, so harmlos und unbefangen wie möglich aussehend, in Wahrheit aber stets auf der Huth vor den beobachtenden Blicken der älteren Damen, die aus dem entlegenen Zimmer vom Spieltisch herüber schielten, vor den musternden Späheraugen der Herzensfreundinnen und mehr noch auf der Huth vor dem eigenen Herzen, das mitunter so gern in Rede und Blick sich offenbart hätte. Das ziemt und scheidet sich aber nicht für wohlgezogene laute Ballbamen, und in der That sind auch wenige Herzen so lauter und rein, daß sie getrost sich zeigen könnten und nimmer der Verstellung und des Verbergens bedürften.

Valentinen wenigstens wäre es schwerlich lieb und vortheilhaft gewesen, wenn sie rückhaltlos ihre Gedanken und Gefühle hätte mittheilen müssen. Sie sah ungemein reizend in dem duftigen weißen Gewande aus, in dessen nebelhaften Falten einzelne Granatblüten leuchteten. Gleiche Purpurleuchte glühten in dem reichen schwarzen Haare, und die graciöse Lebendigkeit der feinen, zierlichen Figur, der geistreiche Ausdruck der beweglichen Züge war im eigenthümlichen Gegensatz zu der gezwungenen, statuenhaften Haltung der andern jungen Damen. Selbst Mariannens madonnenartige Schönheit verlor in der Nähe dieser siegesgewissen Freundin, die sich plötzlich mit leiser Frage zu ihr wandte: „Ich bitte Dich, Marianne, wer ist der Civilist dort in der Ecke mit der verlegenen, steifen Haltung?“ Die schöne Neugierige mußte ein sehr schwaches Gedächtniß haben, denn kurz vor dem Eintritt Mariannens war ihr der Regierungsrath Werner als der im Stillen Verlobte derselben genannt worden. Sie wartete auch die Antwort der unangenehm berührten Freundin nicht ab, sondern spöttelte weiter. „Er gemahnt mich an den steinernen Gast mit seinem unergründlichen Ernst. Auch für die schönen Künste scheint er sich nicht zu interessieren. Lieutenant von Brand sang die Arie aus Stradella doch himmlisch, die etwas verwirklichten Passagen ausgenommen, und Comtesse Lauras neueste Dichtung, die sie sich endlich erbitten ließ vorzutragen und die sie ganz zufällig in der Tasche hatte, war gewiß recht ansprechend und originell, wenn man die Reminiscenzen an Geibel und Büttig abziehet. Der Gute aber barg nur mühsam seine Langeweile und ein ziemlich bemerkbares Gähnen hinter der faltigen Sammtperücke. Dergleichen alltägliche Leute sollten doch, wenn sie für heitere Geselligkeit nicht passen und nicht einmal dem Auge angenehme Statisten sind, lieber in Schlafrock und Pantoffeln zu Hause bleiben und das finstere, weiße Haupt in Cigarrenwolken hüllen.“

Vergebens streifte Marianne den Redestoff zu unterbrechen, während ihre zarte Hand den prächtigen Fächer stürmisch bewegte, eine rosige Gluth von dem weißen Schwanenhalse empor bis zu den blaugelbten Schläfen sich ausbreitete und die feinen Lippen bald sich fest zusammenpreßten, bald zu rascher Antwort sich öffneten. Nun aber, als Jene schwieg, flüsterte sie lächelnd, aber mit vor unterdrückter Bewegung bebender Stimme: „Nun so gar alt ist der Regierungsrath Werner noch nicht. Ich werde ihn Dir, Du bist ja wohl noch nicht engagirt, für den nächsten Tanz vorstellen.“ — „Tausend Dank, liebes Herz, aber sorge nicht um mich, denn, unrichtig gesagt, verspreche ich mir nicht zu viel von der Gewandtheit Deines Schütlings.“ — „Freilich auf den Brettern, die die Welt bedeuten, hat er seine Studien nicht gemacht,“ erwiderte lebhaft Marianne, und nun war es an Valentin, zu erörtern. Da nahte mit vertraulichem Grusse der Gegenstand ihrer freundschaftlichen Erörterungen, und dahin schwebte die weiße, blondgelockte Schöne, einer Meerjungfrau gleich im seegrünen Gewande, den Kranz von weißen Nymphen mit lang herabhängenden Schilfblättern von rothem Korallengeweige durchflochten.

Unglücklicher Weise brachte der Regierungsrath, den die schnell bemerkte, leise Verstimmung der Geliebten beunruhigte, wirklich einige Verwirrung in die funtlosen Touren der Quadrille à la cour. Marianne senkte die blauen Sterne vor den blitzenden Augen der beobachtenden Freundin und erhob sie erst wieder, als sie am Arme des Tänzers vor ihr stand und mit dem süßesten Flötenlaut ihrer Stimme das öffentliche Geheimniß ihr anvertraute und den Verlobten ihrer liebsten, intimsten Freundin vorstellte.

Valentine spielte die Ueberraschte erst ganz nett und suchte dann mit absichtlicher Verlegenheit Mariannen zu überreden, daß sie vorher nur aus Neckerie gesprochen, um sich für das Schweigen der Braut zu rächen. Der Regierungsrath machte bei diesen ihm unverständlichen Redensarten eben kein sehr geistreiches Gesicht und blieb, Aufklärung wünschend, bei Va-

lentinens zurück, während der gezeierte Tänzer, ein schlanker Lieutenant, ihm die Braut entführte.

„Ein reizendes Paar, wie für einander geschaffen,“ flüsterte nachblickend, ganz unwillkürlich Valentine. „Man glaubte bis jetzt auch in unserm ganzen Kreise, daß Mariannens große Vorliebe für den Militairstand nur der Vorwand wäre für die Neigung zu dem lebenswürdigen Krieger. Freilich hätte die süße Hoffnung sich erst in einigen Jahren verwirklichen lassen. Nun können Sie um so stolzer sein, einen so wohlgerüsteten Feind besiegt zu haben.“

Ein allzu großes Gefühl des Triumphes malte sich eben nicht in Werner's Zügen, als er ablenkend der Wärme gedachte, mit der die Braut ihm die abwesende Freundin gerühmt, und wie er nun durch die reizende, lebensvolle Wirklichkeit vor ihm seine kühnsten Erwartungen übertroffen finde. — Die geschmeichelte Schöne erwachte, unter irgend einem Vorwande, einem eleganten Offizier den nächsten raschen Tanz und äußerte mit argloser Aufrichtigkeit, daß sie eine geistreiche Unterhaltung der Aufregung des Tanzes bei Weitem vorziehe. Auch könne sie sich nie einer leisen Besorgniß erwehren, daß, trotz ihrer stärkeren Constitution, das zu viele Tanzen ihrer Gesundheit sich auch schädlich erweisen würde, wie mancher ihrer Freundinnen. Aber streifte ihr Blick flüchtig die eben zurückkehrende glühende Marianne, deren schnelle Athemzüge ihr kaum gestatteten, den besorgten Andeutungen und Warnungen der theilnehmenden Freundin, wie der liebevollen Mahnung des beunruhigten Bräutigams, genügend zu antworten.

Valentinens gewandte, verständige Rede, ihre verbindliche Aufmerksamkeit für seine gehaltvollen, ersten Worte festsetzten den Regierungsrath noch oft im Laufe des Abends in ihrer wohlthuenden Nähe, wenn die unwiderstehlichen Wogen des Tanzes immer wieder die Braut in ihre wirbelnden Kreise zogen. Er sicherte sich auch bei der Tafel die heitere Nachbarin, die als Mariannens Freundin das erste Anrecht auf seine Aufmerksamkeit hatte; diese selbst aber wehrte umsonst der leisen Verstimmung, deren verschiedene kleinliche Ursachen ihr nicht einmal klar wurden.

Die Verlobten fühlten sich im Innersten unbefriedigt von dem glänzenden Feste, für dessen zauberhafte Genüsse sie der Präsidentin, Abschied nehmend, in den wohlklingendsten Worten dankten, während Valentine vor ihrem Toilettenspiegel mit strahlendem Lächeln die feurigen Granaten aus den voll und reich herabwallenden Flechten löste und bald, auf blüthenweißen Kissen ruhend, von der goldenen Ernte träumte, die ihrer unscheinbaren Saat entprießen würde.

Einige Wochen später war die Verlobung noch immer nicht öffentlich erklärt. Das Ableben einer Verwandten des Regierungsraths schien ihm diese Rücksicht zu fordern. Dennoch räumte die Gesellschaft in stillschweigender Uebereinkunft dem Paare jedes der kleinen Rechte ein, die eben nur ein solches in Anspruch nehmen darf.

Die letzten schönen Tage des Spätherbstes versammelten einen gewählten Kreis zu einer großartigen Landpartie. Das Ziel, ein romantisch am Waldrande gelegenes Dörfchen, war erreicht, und die älteren Damen saßen, den duftigen Mokka schlürpfend, unter der Veranda des sauberen Gasthauses. Der Präsident, der den kenntnißreichen Werner schätzte und bevorzugte, hatte diesen in ein ernstes Gespräch verwickelt, dem bald die andern verehrungswürdigen Häupter sich zuwendeten. Ueber die grüne Wiese, mit tausend Herbstzeitlosen bedeckt, wandelten in kleinen Gruppen die jüngeren Damen und Herren, wandelten Arm in Arm, getrennt von den andern, die beiden Herzensfreundinnen.

„Wie dauert mich der arme Lieutenant von Waldow! sieh' nur, Marianne, wie melancholisch er uns nachblickt. Du solltest Dich doch minder grausam von ihm wenden und ihm ab und zu ein mildes Wörtchen gönnen. Dein Zukünftiger würde es gar nicht bemerken, so vertieft er sich drüben mit den alten Herrn. Sieh' nur die blaue Dampfswolke, die über ihren weißen Köpfen schwebt, man spürt den Rauch bis hierher mitten in dem würzigen Waldduft.“ — Die blonde Schöne blickte feusend zurück, ob nach der Wolke oder nach dem unglücklichen Lieutenant war zweifelhaft, aber sie schwieg.

Sie waren eingetreten in die bergenden Schatten des Waldes, und Valentine zog die stille Freundin auf den elastischen Moossteppich zur Ruhe nieder.

„Sage mir ehrlich, liebes Herz,“ begann sie dann wieder, „bist Du denn glücklich, kannst Du es denn sein? Kann dieser ruhige, kalte Aeußerlich Dein weiches, poetisches Gemüth verstehen? Werden die reichen Blüten Deines Geistes und Herzens nicht welken und erstarren in der prosaischen Atmosphäre eines Kreises, dessen Mittelpunkt er ist?“ — „Du tränkst mich mit Deinen Fragen und Zweifeln, Valentine, und bist mir, ich muß es gestehen, völlig unbegreiflich. Grade Dir scheint Werner's Art und Weise ganz besonders zuzusagen.“ — „Wahrhaftig, ich freue mich Deiner thürlichen Eiferfucht, nun sehe ich doch, daß Du ihn liebst, weil Du mich, Deine Freundin, sogar fürchtest!“ — „Eiferfucht? und Dich fürchten, wie könnte ich das! Nein, meine Theure, ich will ihn heute und immerdar Deiner gefährlichen Nähe mit vollkommener Seelenruhe überlassen.“

Mehrere junge Damen und Herren, unter ihnen Werner, führten jetzt die Einsamen, und mädchenhaftem Eros und mädchenhaftem Mitleid folgend, wandte Marianne sich dem freudig überraschten Waldow mit einer unbedeutenden Frage zu, die er sich wohl hüte kurz zu beantworten. Sie überflüßig fühlend bei dem immer lebhafter werdenden Gespräch, und von Mariannens absichtlicher Verleugnung verlezt, neigte sich Werner mit erhöhter Freundlichkeit zu Valentin, die einer verlockenden Waldeseife gleich den willig Folgenden immer tiefer in ihre Zauberneze zog. Dabei entschuldigete sie mit sanfter Herzlichkeit die gute, nur zu reizbare Marianne, deren weiche Seele, jedem Eindruck zu änglich, doch ohne Ahnung sei der Kränkungen und Verletzungen, die ihr ungleiches, launenhaftes Wesen jedem ihr näher Stehenden zuzüge. Sie vertröstete den Bräutigam, dem das Alles jetzt erst einleuchtete, auf die glückliche Zeit, wo der an keinen Widerspruch gewöhnte Eigensinn des von den schwachen Eltern verzogenen Kindes der liebevollen Festigkeit, der sichern Leitung des Gatten weichen werde. Sie deutete behutsam auf die Hoffnung hin, daß dann auch Mariannens schwankendes Herz sich voll und ungetheilt dem trefflichen, würdigen Manne zuwenden werde, dessen ganzen Werth die Befangene jetzt noch nicht zu fennen scheine.

Wie feurig strahlten die dunkeln Augen bei dem begeisterten Lobe, zu dem die Freundschaft sie veranlaßte, wie röhreten sich so lieblich die zarten Wangen, wie rosigweiß war die schmale Hand, die sie arglos auf seinen Arm legte, und wie reizend stand dem blühenden Mädchen die Verlegenheit, als der innige Kuß, den er auf diese schöne Hand drückte, sie belehrte, wie weit der Eifer für Mariannens Güte und Glück sie in ihrem Gespräch und in den dämmernenden Wald geführt hatte.

Noch manches vertrauliche, inhaltschwere Wort tauschten die Beiden unter den rauschenden Blättern, in süßer Wald-einsamkeit, ehe sie, den fröhlichen Gruppen auf der Wiese sich wieder anschließend, mit köstlicher Unbefangenheit den Scherzen und Neckereien des heitern Kreises begegneten. Man glaubte ihnen gern, daß sie erst kurz vorher, von verschiedenen Seiten kommend, am Rande des Waldes sich getroffen. Niemand aber, selbst Marianne nicht, war überrascht, als nach einigen Wochen eine Mariäliche, goldgeränderte Karte abgegeben wurde, auf der die schöne Valentine und der Regierungsrath Werner sich als Verlobte empfanden.

Die Herzensfreundinnen sind seit dieser Zeit etwas kühl gegeneinander geworden, und während die Frau Regierungsrathin sich in der prosaischen Atmosphäre des Aemtmenschen sehr wohl befindet, harret die gefaschte Marianne noch immer auf die beiden Sterne, die auf dem Epaulet ihres Lieutenants aufgehen sollen.

[2972]

Das Alter.

Wenn mit mir . . . oder mir vorbei,
Ein Mann im grauen Haar
Des Weges geht, des Angesicht
Mir sagt, daß einst er war;
Da wird's so reich mir im Gemüth,
So hoch mir in der Brust!
Was mich erhebt, was innen blüht . . .
Ich bin es mir bewußt:
Das macht der Schein, der dämmernd fällt
Gerad vom greisen Haar —
Der Schimmer, der so eigen liegt
Auf Altem, was da war.
Dann neig' ich tief das junge Haupt,
Indeß die Lippe spricht:
Ruinen sind der Kraft Symbol,
Die sich an Felsen bricht.

S. Delberrmann.

Wie sieht der Gipfel des Berges so starr aus, so rauh, wie steil dümt uns der Pfad da hinauf, wenn wir unten an seinem blumenbekränzten Fuße stehen, wo die Welt eben und lockend vor unsern Blicken sich ausbreitet mit ihrem bunten, lärmenden Treiben, mit den tausend Freuden und Schätzen, die uns so nah und erreichbar scheinen, daß wir mit wenigen Schritten sie zu erhaschen glauben; hier winkt uns eine herrliche Blume, dort ladet ein Baum uns in seinen Schatten, wenn die Sonne glühend auf unsern Scheitel brennt. Die Wunder und Herrlichkeiten des Weges fesseln unsern Sinn und Geist, wir wechseln mit unsern Mitwanderern Worte, Grüsse und Beziehungen, ungeahnte Gefahren bringen auf uns ein, wir eilen vorwärts, ihnen zu entfliehen, Obdach suchend vor den Stürmen des Himmels, vor den Drauzalen der Erde; wir jagen Entdeckungen nach — weiter und immer weiter — es scheint uns, wir bleiben auf ebener Straße, doch ach, wenn wir in einem Augenblick der Rast uns umschauen, so liegt das Thal, von dem wir ausgingen, in dem wir fortzuwandeln glaubten, schon unter uns, wir haben einen guten Theil des Berges erstiegen, ohne es zu bemerken, denn der feste Pfad verschwand unter den Freuden, Genüssen, Mühen und Arbeiten, in denen unser Leben sich bewegt.

Wir gelangen auf den Gipfel des Lebens, ehe wir's denken, und um so schneller, je mehr wir den Weg uns durch Thätigkeit kürzen.

Nächstet Ihr Euch vor der Höhe, die von unten so schwindelnd ragt, auf welche die Wolken so schwer, so nahe sich zu lagern scheinen, wo keine Rosen blühen, wo kein Zephyr säkelt, wo nur ein strenger Wind mit niedrigen, blütenleerem Gesträuch spielt?

Fürchtet Euch nicht, Ihr jugendlichen Wanderer, wer rüßig vorwärts schreitet, schwindelt nicht mehr, und wo ein stilles Plätzchen sich bietet, ruht er aus und blickt mit Freude auf den durchwanderten Raum hinab. Ja, auch auf der Höhe des Lebens, auf der Höhe der Jahre, die wir das Alter nennen, ist das Glück keine seltene Blume, nur ist es verschieden von dem Glück der Jugend, und dem Menschen nicht eher begreiflich, als bis er, in der Mitte des Lebensweges stehend, nach beiden Seiten zu blicken vermag.

Wenn wir noch jung sind, noch befangen in der Ueberschwänglichkeit jugendlicher Gefühle, noch nicht erfahren genug, um Verlust und Gewinn abzuwägen, will es uns nicht in den Sinn, daß der Gewinn an Jahren in Wahrheit Gewinn für uns bringen könne; und doch ist es so.

Freilich weht dort oben in den kühleren Regionen des vorgeschrittenen Lebensalters nicht mehr der tropische Hauch, welcher die feurige Wunderblume der Leidenschaft erblicken läßt, die den Boden nur gar zu oft verjengt, dem sie entsproß. Es blühen dort oben keine Rosen mehr, doch die Hand, die sie pflücken will, blutet auch nicht mehr von dem Saft der Dornen, und das Schönste, das Geistigste aller Erden- und Hergensblumen, der Duft, steigt dennoch hinauf, und beseligt das gereifte Herz vielleicht noch höher als das reisende.

So Manches, was in der Jugend uns beunruhigt und schmerzt, was uns kränkt und brüht, schrumpft zusammen zu einem ohnmächtigen Feinde unserer Ruhe, die Unsicherheit, die ein jugendliches Gemüth hin und her wirft zwischen Hoffnungen und Beklemmungen, Ansprüchen, Erwartungen und Täuschungen, hört auf, sobald wir uns selbst, unsere Stellung zur Welt verstanden, unsere Aufgabe in derselben begriffen, und gleichsam von unserm Ich festen Besitz genommen haben.

Es tönt noch aus vergangenen Zeiten die sentimentale Klage herüber um den Verlust süßer Täuschungen, die das helle kalte Licht der Erfahrung verdrängt. Diese Klage ist des denkenden Menschen, ist unserer Zeit unwürdig, sie ist eben nichts als eine poetische Phrase, die als solche allenfalls noch gelten mag, aber in Wahrheit giebt es für den Menschen nichts so Herrliches, Wünschenswerthes, als die Erfahrung.

Erfahrung ist, wenn nicht Weisheit selbst, doch die Mutter der Weisheit, sie ist der grünende Stab in der Hand, die heitere, milde Glorie um das Haupt des Alters. Mag manche Erfahrung auch mit Thränen erkaufte sein, sie führt zur Wahrheit, und Wahrheit ist wohl des Preises werth. Sagt nicht, Erfahrung streife den Nimbus von Welt und Menschen, von dem umleuchtet sie uns so schön, so lebenswerth erschienen, sagt nicht, Erfahrung untergrabe das Vertrauen, vergifte das Herz mit Argwohn und Mißtrauen.

Erfahrung lehrt, oder soll uns doch lehren, was Jeder, der nicht mehr Kind ist, lernen muß, daß neben dem Guten auch das Böse in der Welt existirt, daß man nicht blind und rückhaltlos ungeprüft, ungetrauten Menschen vertrauen müsse in Fällen, wo Mißbrauch des Vertrauens Unheil und Unfrieden bringen kann. Erfahrung lehrt uns aber auch im eigenen Herzen lesen, und durch die Kenntniß der eigenen Schwächen milde und nachsichtig sein gegen Andere.

Die Erfahrung, die uns Treulosigkeit und Egoismus vorführt in mancherlei Gestalten, die uns die Ueberzeugung giebt, wie tief diese Fehler im Kreise der Menschen wurzeln und wuchern, dieselbe Erfahrung lehrt uns auch Treue, Gewissenhaftigkeit und jede gute Charaktereigenschaft nach Würde schätzen.

Im Ernst kann Niemand Erfahrung aufgeben wollen, um Täuschung zurückzunehmen, und wäre er auch in derselben glücklich gewesen; denn die Erfahrung macht weiser, sie giebt eine Weisheit, deren Regel seltsamer Weise fast durch ein Wortspiel einzuprägen ist: Sei vorsichtig und nachsichtig.

Glücklich das junge Herz, in dem diese Weisheit des Alters schon Raum findet; die Jugend begreift sie nur selten, denn nur wer da weiß, daß Gefahr vorhanden, kann vorsichtig sein, und nur wer da weiß, daß Welt und Menschen nicht vollkommen sein können, ist nachsichtig.

Doch wehe dem Greise, der Greisin, und denen, die zu ihnen gehörend, wenn das Alter ihnen diese Weisheit nicht gebracht, sie haben das Unglück, alt zu sein und unliebenswürdig, und das ist ein wirkliches Unglück, denn zu keiner Zeit ist dem Menschen Liebe notwendiger, als im Alter.

Wenn der Mensch, von der Gebrechlichkeit des Alters, von der Last der Jahre gebeugt, auf Hilfe und Unterstützung jüngerer Kräfte angewiesen ist, muß er sich wohl hüten, durch mürrisches Wesen oder gar durch tyrannische Behandlung seinen Umgebungen die gern erfüllte Pflicht zu einer drückenden Last zu machen.

Ruhe, Duldung und Nachsicht nur macht das Alter lebens- und ehrenwerth.

„Ehret das Alter!“ lautet ein Gebot der heiligen Schrift, welches der gute Mensch schon im eigenen Herzen geschrieben findet. — Wer liebende Eltern besaß, wer sie neben sich altern oder sterben sah, der weiß, daß es nicht schwer ist, das Alter zu ehren und zu lieben, und vielleicht ist es vor Allem der Gedanke an den greisen Vater, die greise Mutter, der uns auch Fremden gegenüber jene rücksichtsvoll schonende Ehrerbietung oder Zuneigung empfinden läßt, welche ein würdiger Greis, eine würdige Matrone in uns erregen.

Eine eigenthümlich elegische Poesie schwebt um die wandelnden Schritte, um das Silberhaar des Alters. Es ist die Nähe des Todes, des unvermeidlichen, der den Greis zum Gegenstand unserer mitleidvollen Ehrfurcht macht; denn er steht ja schon am Eingang der dunklen Pforte, welche für die Jugend zwar sich täglich öffnen kann, für das Alter aber sich öffnen muß.

Wir wissen, daß er bald „von des Lebens süßer Wohnheim“ sich trennen müsse, in der wir noch lange Jahre zu athmen hoffen dürfen, und dieser Gedanke ist es, welcher dem Greise, der Greisin gegenüber uns mit einem Gefühl erhebender Wehmuth durchdringt. Die Vergänglichkeit auch unserer Kraft, deren Gewisheit der Anblick des Greises uns vor Augen führt, hat keinen schmerzenden Stachel für unsere Seele, wir wissen, daß jede irdische Kraft, wenn sie in dem ihr angewiesenen Kreise gewirkt, sich erschöpfen müsse. Unwillkürlich drängen sich hier die Worte meinem Gedächtniß auf, die Schiller spricht von dem durch Denken und Kunst veredelten Menschen:

Mit dem Geschick in hoher Einigkeit,
Gelassen hingestülkt auf Grazien und Musen,
Empfängt er das Geschick, daß ihn bedrängt,
Mit freundlich dargebotnem Busen
Vom sanften Bogen der Nothwendigkeit.

Nicht leicht kann es einen erquickenderen Anblick geben, als einen Greis, eine Matrone, die, sei es durch erhabenes Wirken für das Wohl der Menschheit, sei es nach treu erfüllten Pflichten im Kreise ihrer Familie, oder sonst in freundlichen Beziehungen zu Welt und Menschen stehend, heiter auf den weiten, zurückgelegten Weg hinabblicken und sich mit voller Seele ihres friedlichen Sonnenuntergangs freuen. Dem würdigen Greisenantitz ist der Abglanz des seltsamen Glückes aufgeprägt, welches der Mensch, der auf der Mittagshöhe des Lebens steht, nur ahnen, nicht empfinden kann, welches annähernd vielleicht mit dem harmlosen Glück des Kindes zu vergleichen, nur daß dieses ein unbewußtes, während jenes ein bewußtes, verflüchtigt noch durch die Ueberzeugung, daß es nur von kurzer Dauer.

Friedlich, wie ein milder Spätherbsttag, ist das Glück des Alters. Nicht schwarze Gewitterwolken ziehen drohend der Sonne entgegen, ihren Glanz verdunkelnd und zerstörende Blitze aus ihrem dunkeln Schooße schleudernd. Leichte goldgesäumte Wölkchen nur schweben, wie die verklärten Geister gestorbener Schmerzer, durch den klaren Aether, der so durchsichtig über der ruhenden Erde sich wölbt, als müsse jeden Augenblick der leichte Schleier zerfließen und einen Einblick in das Allerheiligste des Unioberums gewähren. Nicht mehr im Schmelz der Jugend prangt die Erde, ihre Blüthen sind Früchte geworden, sie hat die Früchte hergegeben zur Nahrung ihrer Kinder, nur hier und da leuchtet an ihrem schmucklosen Gewande, an ihrer geschrumpften Wange noch eine duftlose, vergessene Blume, welche der kräftige Hauch des Herbstes mit lebhaften Farben kleidet! Kein Drängen mehr, kein rastloses Vorwärtszählen in der ganzen Natur; über die Schöpfung ausgegossen ist jener unennbare Zauber seliger Ruhe, die, als Endziel des Wirkens und Strebens, sich in ihrer eigenen Herrlichkeit auflöst.

Abend des Tages, Abend des Jahres, Abend des Lebens,

Du bist die schönste Zeit, weil Du die letzte bist vor Beginn der Nacht. Möchten wir stets so leben, daß unser Dasein keinen Schatten werfe auf den Abendhimmel unserer Lieben, die vor uns altern und ernstlich danach streben, daß das Alter unsere eigene Seele vorbereitet finde zum Genuß seines friedvollen Glückes.

[3087]

Marie Harrer.

Geschäft und Leben.

Ich bin Postschreiber, sitze täglich von Morgen bis Mittag, von Mittag bis Abend am Fenster, nehme den Leuten die Briefe ab, nehme Geld in Empfang, gebe Geld zurück, stelle Postscheine aus, werfe dem Postdiener die Briefe hin zum Stempeln, beantworte dann und wann Fragen über Abgang und Ankunft des Zuges — selten sehe ich den Menschen ins Gesicht, die mich fragen, es müßte denn gerade eine besonders klangvolle Stimme mich voraussetzen lassen, daß ein hübsches Mädchen gesicht am Schiebefenster zu sehen ist.

Was die Briefe alle, die durch meine Hand gehen, enthalten mögen, daran habe ich nicht Zeit zu denken, für mich giebt es nur eine Sache und doppelte Briefe; die Dramen und Intriguen, deren Fäden durch meine Hand laufen, rühren mich nicht, denn ich kenne sie nicht und mag sie nicht kennen; bin ich doch schon müde genug von dem Tagewerk; das leise Geknistern der Briefe, das Stampfen des Stempels, der den Briefen und Paketen ihr Wahrzeichen aufdrückt, das Klappen der Wage, das Geräusch der hingeworfenen Pakete, das Pfeifen und Söhnen der Locomotive, das sind die gewohnten Klänge, mit denen das Leben sich an mir vorbei drängt.

Einerseits betrachtet, ist es ein recht bewegtes Leben, denn ich sehe die Briefschreibende, Briefempfangende, die reisende Menschheit an mir vorbeistreichen. — Tausende belagern mein Fenster, nach Billets schreiend, wie Hungrige nach Brod — und doch kommt das Leben mir still und einsam vor. Ich sehe die hin- und hertriebenden Massen, aber nicht die Kräfte, die Gefühle, wodurch diese Massen getrieben werden, ich sehe nicht die Feuern, die das große Uhrwerk in Bewegung setzen, die jedes einzelne Rädchen treiben.

Was geht das auch einen Geschäftsmann an; wir Geschäftsleute sind ja selbst Näder in einem Uhrwerk, die, wie sie gestellt sind, abschnurren müssen. Ein Geschäftsmann vergißt allmählich, daß es noch eine Welt giebt, eine Sphäre, wo nicht Geschäfte getrieben werden, daß an der Stelle, wo uns Büroamtsmännchen vielleicht die Uhr und der Magen sitzt, andere Menschen ein Etwas tragen, das viel Schmerz bereiten kann — ich kenne es selbst noch aus der Zeit her, da ich Eltern hatte und eine Braut — ich meine — das Herz.

Wie gesagt, ich vergesse es immer, wie sehr das Herz auch in meinem Beruf hineinragt, denn ich sehe es den Briefen nicht an, ob das Herz sie dictirt, ich sehe es den Reisenden nicht an, ob sie Liebe treibt oder Haß, Wißbegierde oder Eigennutz — was kümmert's mich; die Welt ist zu groß, der Menschen sind zu viele, als daß ich Alles mit meinem Interesse begleiten könnte.

Kürzlich aber ward ich doch gezwungen, dem Leben außerhalb des Bureau einen theilnehmenden Blick zuzuwenden. Seit vielen Tagen nämlich kam eine Frau ans Fenster und fragte nach einem Briefe an Frau Martin; die Fragerin war von mittleren Jahren, ärmlich gekleidet, doch von anständigem Aussehen.

Als sie Tag für Tag den Bescheid erhielt, kein Brief an Frau Martin sei angekommen, wandte sie zuweilen mit so augenscheinlicher Verärgerung, zuweilen mit Thränen sich ab, daß ich herzinniges Mitleid fühlte, und selbst sehnsüchtig wünschte, der erwartete Brief möge kommen und das Herz der Belämmerten erleichtern.

Endlich kam der Brief — er war aus Besehen unter die unbefehlbaren Briefe geworfen worden, und dort fand ich ihn. Mit wahrhafter Freude gab ich ihn der Frau. Sie riß ihn auf, las einige Zeilen und fiel ohnmächtig zu Boden!

Ich ging hinaus, half ihr sich aufrichten, und esfuhr bald ihre traurige Geschichte.

Ihr einziger Sohn war nach der Residenz St. gegangen um Arbeit zu suchen; ein vor mehreren Wochen erhaltener Brief hatte der Mutter gesagt, daß er eine Anstellung gefunden habe und ihr nächstens Geld senden werde.

Dieser Brief, den die Arme jetzt in ihren Händen hielt, war von fremder Hand geschrieben, sagte ihr, daß ihr Sohn erkrankt sei und — tobt, daß er sterbend noch von seiner Mutter gepörscht und gewünscht habe, in ihren Armen sein Leben auszuhauhen.

Jetzt war ihr Stab, ihre Stütze dahin. — Welche Last von Schmerz, von Kummer mochte mit diesem Blättchen sich auf's Herz der armen Frau senken. Er war ihr einziger Sohn, und sie war Witwe.

Ich erkundigte mich nach ihrer Wohnung und habe die Witwe nicht vergessen. Sie hat ja keinen Sohn mehr und ich habe keine Mutter mehr. Freilich kann mein Mitleid, meine Unterstützung ihr den Sohn nicht ersetzen, aber es ist mir eine Beruhigung, wenigstens den Mangel von der Einsamen fern zu halten.

Das Ereigniß hat mich im Ganzen etwas aufgeregt. Es giebt Augenblicke, wo die Briefe in meinen Fingern brennen, wo ich ängstlich den Leuten am Fenster ins Gesicht sehe, um zu ergründen, ob Unglück, Schmerz oder sehnlichste Erwartung darauf zu lesen ist.

Ja, es giebt außerhalb unseres Bureau noch ein Leben, worin Alles das wirklich ist, was in den Büchern steht, die ich vor langer Zeit gelesen. Liebe, Freundschaft, Haß, Eigennutz, Wucher, Betrug, edle und niedere Leidenschaften mancher Art, und über all dem Drängen und Treiben, dem athemlosen Vorwärtszählen waltet die Hand Gottes, bald mit dem Füllhorn des Segens, bald mit der Sichel des Todes.

Versegelt gleiten die Geschicke der Familien, ja der Völker — durch meine Hand — die harmlosen weizen Briefe! Gleichen sie nicht Loosen des Schicksals, die, in alle Winde gestreut, hierher Freude und Glück, dorthin Leid und Jammer tragen?

Hinweg mit so schweren Gedanken — sie unterbrechen mich in der besonnenen Verwaltung des Geschäfts.
 Ich bin ein ruhiger, nüchternen Geschäftsmann, den das Leben draußen nichts angeht — nur wenn solch ein Vorfall kommt, wie der mit der armen Mutter, die den Sohn verlor, dann fällt mir ein, daß es draußen noch eine Welt giebt voll Glück, Schmerz, Sünde und Leidenschaft, und daß ich am Ende nichts bin, als ein Diener dieser Welt, der ihre Botschaften nach allen vier Winden sendet. Zwar kenne ich die Dame, in deren Sold ich stehe, wenig, doch das schadet nicht. Oft sind die treuesten Diener die, die ihre Herrschaft am wenigsten kennen.
 [3057]

M. G.

Des Kindes Größe.

Wenn Sorgen Deine Seele drücken,
 Das Leben unsanft Dich geführt,
 Sein Mißlaut schmerzhaft Dich berührt,
 Wähnst Du umsonst, Dich zu erquicken
 Am Saitenspiel, am Liebestand,
 Wie ihn der Menschen Kunst erfand.
 Ein anderer Klang macht Dich gesund:
 Der Silberton aus Kindesmund.

Wohl ist das Leben reich an Freuden,
 Doch ärmer nicht an Sünd' und Schmerz,
 Und unwillkürlich sucht das Herz
 Den Spiegel, welchen Neid und Leiden
 Noch nicht getrübt, der unverhüllt
 Noch zeigt der Gottheit hehr's Bild,
 Es sucht der Gottesnähe Glück
 Und findet es — im Kindesblick.

Ein Kampfplatz ist die Welt hienieden,
 Da irrt die Liebe, wühlt der Haß,
 Da drängen ohne Unterlaß
 Ehrsucht'ge Wünsche fort den Frieden;
 Die schüchternen Genügsamkeit
 Flieht vom Gewühl des Kampfes weit,
 Sie flieht — o nein — nicht himmelwärts,
 Ihr Obdach ward — des Kindes Herz!

[3084]

Marie Harrer.



Die rechte Beständigkeit muß sich darauf gründen, immer das zu wollen, was Vernunft und Gerechtigkeit will.

(Ehe Du nach dem Besitz einer Sache strebst, prüfe ob Derjenige glücklich ist, der sie sein eigen nennt.

Unsere Erziehung beginnt nicht mit dem Alphabet — sie beginnt mit den Blicken der Mutter, mit des Vaters mißbilligenden oder zustimmenden Winken, mit dem sanften Händedruck der Schwester, mit des Bruders liebevoller Aufopferung, mit dem ersten Blumensträußchen, das wir auf der Wiese pflücken, mit dem Anblick des ersten Vogelnestes, das wir anstaunen, doch nicht berühren dürfen, mit der Beobachtung der Ameisen und der summenden Bienen am gläsernen Bienenhaute, mit heitern Spaziergängen in schattigen Gründen, mit der Hinweisung auf das Gute und Schöne in der uns umgebenden Welt, und auf dessen Grundursache: Gott.

Beharrlichkeit! Es ist ein eigenes Ding um diese Tugend; sie ist schwer zu üben, denn sie macht kein Aufheben; sie hat wenig Zeit für Worte, denn sie muß wachen und beten, und schafft Leiden, ohne sie durch den Triumph der Märtyrerkrone zu vergüten. Aber die Welt ruht auf ihr.

Siehe, voll Hoffnung vertraust Du der Erde den goldenen Samen Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat. Nur in die Furche der Zeit bedenkst Du Dich Tütern zu streuen, Die, von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blühen.

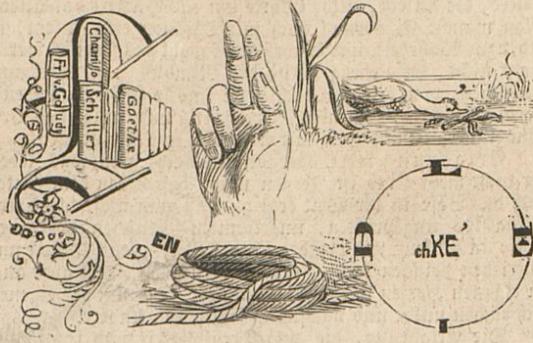
Die Hoffnung, die thörichte Hoffnung, die unsre Wege an die ungewisse Zukunft leitet, tritt nur gar zu oft unsre gegenwärtige Glückseligkeit mit Füßen, und in laum eine gelindere Tyrannei, als die Verzweiflung.

Die schwerste Last,
 Nur gut gefaßt,
 Wird leicht getragen.
 Die Weisheit wehrt
 Nicht allen Klagen,
 Allein sie lehrt
 Sie alle tragen.

Vor Deinem eigenen, inneren Richter bist Du wenig das stolze Bewußtsein dessen, was Du giltst, sondern nur das Bewußtsein dessen, was Du bist, denn die kleinen unterscheidenden Vorzüge des äußeren Lebens sind nur das Gewand und nicht der Mensch.

Von Andern Uebles zu reden gestattet man sich nur Menschen gegenüber, die es gern hören und gern verbreiten.

Rebus.



Erste Sylbe.

Es ist kein Hercules, kein Krieger,
 Und doch gewaltig, denn man darf
 Nicht leugnen, daß er oft als Sieger
 Manch starken Mann schon niederwarf.
 Macht heut noch seiner Freunde Schaaren
 Die Herzen froh, die Börsen leicht,
 Wie er vor vielen hundert Jahren
 Schon Vater Noah's Gram verschleucht.

Zweite Sylbe.

Schwer läßt im Worte sich entfalten
 Was sich dem Auge stets entzieht,
 Das Unsichtbare, dessen Walten
 Man nur aus seiner Wirkung sieht.
 Von allem Großen, Schönen, Guten,
 Such' des Gelingens Keime hier —
 Doch still, Du könntest sonst vermuthen
 Ich glaubte gar, es fehle Dir.

Das Ganze.

Ist leicht und flüchtig — zum Verfliegen —
 Obgleich nicht ganz so leicht als Schaum.
 Der Chemiker nennt, ohne Lügen,
 Es „Körper“, denn es fordert Raum.
 Doch suchst Du hinter diesem Worte
 Ein Wesen auf von Fleisch und Bein,
 So würdest Du der Wahrheit Pforte
 Sehr ferne, ach, wie ferne sein.

[3085]

M. G.

Auflösung der Räffelsprung-Aufgabe in Nr. 39.

Der Keifrock.

Wie der Span im Blumenstraufe,
 Den die Bäuerin gewonnen,
 Und zum Kirchfest' ohne Lügen
 Ihrem Buken vorgebunden,
 Stehen Frau und Kräulein theuer,
 Alle unsre lieben Weibchen
 Ihre Gliederchen und Leibchen
 Ins moderne Ungeheuer.

H. Neumann.

Auflösung des Rebus in Nr. 39.

„Das Unterschreiben ist leider bei manchem Menschen Alles, was er unter Schreiben versteht“.

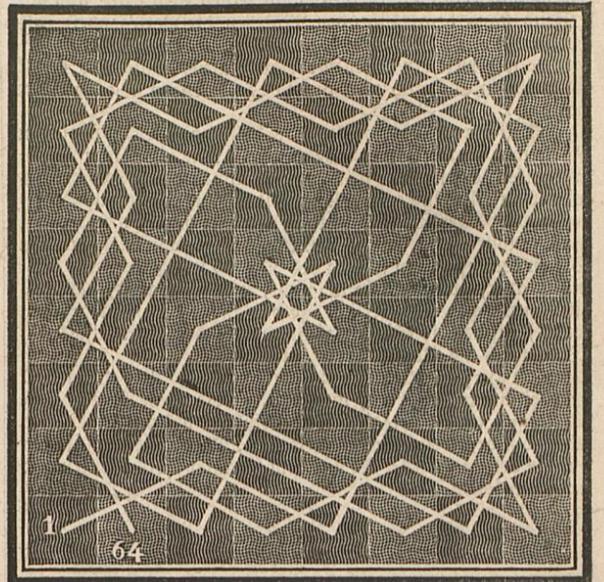
Auflösung der Homonyme in Nr. 39.

„Dsen und Feih“.



In der Kunstausstellung: Die Verwandtschaft vor dem Portrait des Verwandten.

Schlüssel zur Auflösung der Räffelsprung-Aufgabe in Nr. 39.



Fr. J. v. F. in U. Wenn Sie den Porte-jupe „Pompadour“ schon seiner Nützlichkeit wegen schätzen, so wird es Ihr Interesse für denselben wenigstens nicht vermindern, wenn Sie erfahren, daß die pariser Damen, namentlich bei ländlichen Festen, sich denselben zu Toilettenzwecken anderer Art bedienen. Die eleganten Schloßherrinnen Frankreichs tragen in diesem Herbst nämlich nicht selten Roben von schwerem Seidenstoff mit doppeltem Rock und langer Basquine, und theilen dem „Pompadour“ die Rolle zu, den oberen Rock aufzunehmen, wodurch jenes pompöse Pauschen hervorgebracht wird, durch welches die Damen zur Zeit Ludwig's XV. ihrem Auftreten den majestätischen Aplomb gaben, in dem namentlich die Marquise von Pompadour excellirte.

Sie sehen also, der „Pompadour“ ist nicht nur auf der Strafe zu brauchen, sondern er ist auch bei- und salonsfähig.
 Fr. J. W. in S. Die Kammenteller in Perle und Wolle gefickt mit Garnituren böhmischer Perlen sind allerdings noch sehr modern, doch machen neben diesem lange beliebt gemeinen Genre sich auch andre Erscheinungen geltend. Wir nennen nur die Kammenteller ganz in schattirter, gekämmter Wolle gearbeitet, nach Art des in Nr. 18 des Bazar enthaltenen Deckels zum Poupouri. In einer der nächsten Nummern werden wir den Leserinnen Abbildung und Beschreibung eines derartigen Kammentellers geben, bemerken aber zugleich, daß sogenannte Württen aus schattirter gekämmter Wolle gegenwärtig auch als Einfassung glatter Kammenteller beliebt sind.

Fr. Caroline v. St. auf U. G. bei W. Wünschen Sie die Kostentende aus Nr. 24 des Bazar in derselben Stärke zu haben, wie das Bruststück in Originalgröße sie angeht, so ist Nr. 40 französischen Häfelgarns dazu nothwendig. Ein noch vorzüglicheres, obgleich etwas theureres Häfelgarn als das französische ist das sogenannte dreifache Häfelgarn. Von dieser letztgenannten Sorte würde Nr. 50 an Stärke der Nr. 40 des französischen entsprechen. Beide Sorten Garn sind in allen Posamentierhandlungen Berlins zu haben; wir nennen nur: Simon, Brüderstraße 35, und Meißel, Spittelmarkt und Kurtrapezede 32.

Fr. Anna W. in B. Obgleich gestirte Westen nicht eigentlich zu den Erfordernissen eleganter Herrentoilette gehören, möchten wir Ihnen keineswegs Ihr Vorhaben widerrathen, da nur der Geschmack darüber zu entscheiden hat. In Nr. 8 des Bazar (Jahrgang 1858) finden Sie ein Strickereidessin zur Weste, und ein anderes sieht in einer der nächsten Nummern zu erwarten.

An unsere Abonnentinnen.

Die fortwährend eingehenden schriftlichen Gesuche unserer Abonnentinnen um Schnittmuster zu Damen- und Kinder-Garderobe veranlassen uns, all diesen verschiedenen Bitten und Fragen eine gemeinsame, öffentliche Antwort zu geben.

Durch die vielseitigen Wünsche der Leserinnen nach modernen Schnittmustern über die Nützlichkeit des Gegenstandes belehrt, und gleichwohl außer Stande, auf den Supplementen des Bazar alle begehrten und nothwendigen Schnittmuster erscheinen zu lassen, entschlossen wir uns zur Herausgabe einer Schnittmuster-Zeitung, der „Pariser Modelle“, wodurch es uns möglich wird, den Wünschen der Leserinnen und den Bedürfnissen der Zeit in dieser Beziehung auf umfassende Weise zu genügen, indem wir den Preis zugleich so billig stellen (vierteljährlich 10 Silberggr.), daß auch die weniger Bemittelten sich von Benutzung der Zeitung nicht ausschließen dürfen.

Die „Pariser Modelle“ enthalten stets die neuesten Schnittmuster für alle Branchen der Damen- und Kinder-Garderobe, und was besonders hervorzubringen, in so deutlicher, durch Beschreibung erläuteter Zeichnung, daß auch der ungelübten Hand des Laien die Zusammenfügung gelingen muß.

So wichtig, für die Mehrzahl unserer Abonnentinnen vielleicht, die Möglichkeit ist, ohne fremde Hilfe für sich selbst und ihre Angehörigen den Anzug zu fertigen durch Unterstüzung der „Pariser Modelle“, so könnte diese Zeitung doch auch für Solche, welche die Anfertigung ihrer Kleider stets Personen von Fach übertragen, vom größten Nutzen sein, sobald diese Arbeiter von Fach, Schneider und Schneiderinnen, sich an den „Pariser Modellen“ betheiligen.

Wir machen also unsere Abonnentinnen auf den Vortheil aufmerksam, der ihnen selbst daraus erwächst, wenn die Schneider und Schneiderinnen, namentlich die kleiner Städte, durch Betheiligung an den „Pariser Modellen“ sich stets in Besitz der modernsten Schnittmuster befinden, und stellen es ihnen anheim, für die Verbreitung der Zeitung in dem Kreise der Kleidermacher durch ein Wort zu rechter Zeit gefälligt Sorge zu tragen, und dadurch sich selbst den Nutzen zu gewahren, den die „Pariser Modelle“ zu gewahren fähig sind.

Administration des Bazar.